Philosophie und Leben

6. JAHRGANG + 9. HEFT + SEPTEMBER 1930

„Im Dienste der Volkseinheit erstrebt unsere Zeitschrift eine sachliche Aussprache der verschiedenen weltanschaulichen Richtungen.“

Zum 30. Gedenktage von Nietzsches Tod

Von August Messer

Am 25. August 1900 ist Friedrich Nietzsche nach mehr als elfjähriger geistiger Umnachtung in Weimar gestorben, in dem Hause, in dem er seine letzten Lebensjahre unter der hingebenden Pflege seiner Schwester verbracht hatte und in dem jetzt das „Nietzsche-Archiv“ seine Stätte gefunden hat.

Da nach den gesetzlichen Bestimmungen mit Ablauf einer dreißigjährigen Frist vom Tode eines Autors an dessen Werke für Druck und Verlag frei werden, so könnte und sollte der diesmalige Gedenktag den Anfang einer neuen Epoche in der Wirksamkeit Nietzsches bilden. Denn seine Werke können nunmehr zu weit billigeren Preisen der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Einer Aufforderung des Nietzsche-Verlags, Alfred Kröner, Leipzig, folgend, habe ich eine zweibändige Auswahl aus Nietzsches Werken (die übrigens den Zarathustra vollständig enthält) veranstaltet. Auf sie möchte ich hierdurch die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken. Sie ist bereits erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Über die leitenden Gedanken meiner Ausgabe gebe ich im „Vorwort“ Auskunft, das ich hier folgen lasse.

„Diese Ausgabe umfaßt von Nietzsches Werken alles Wichtige, alles, was in Weltanschauung und Weltliteratur fortlebt. Da eine tiefere und weitere Wirkung Nietzsches, vor allem in der jungen Generation, am Beginnen ist, war eine Ausgabe nötig, die Nietzsches Werk *jedem Leser zugänglich* macht. Dem dienen die Einleitung, die Verdeutschung der fremdsprachigen Stellen und die Erläuterung alles Fernerliegenden.

Durch die genauen Nachweise am Schluß des zweiten Bandes wird die Ausgabe auch für wissenschaftliche Zwecke brauchbar. Die Literaturübersicht wird dem Weiterstrebenden willkommen sein. Das Register läßt leicht alle wesentlichen Stellen auffinden.

Mögen diese beiden überreichen Bände recht viele der Leser finden, für die sie bestimmt sind, und so mitwirken an der Erneuerung des Menschen in unserer Zeit.“

Friedrich Nietzsche und Afrikan Spir[1])

Von Hélène Claparède-Spir

Im Frühjahr 1914, wenige Monate vor dem Ausbruch der Weltkatastrophe, begleitete ich meinen Mann nach Deutschland zu einem Psychologen-Kongreß und machte bei dieser Gelegenheit einen Abstecher nach Jena und Weimar. Ich wollte nicht nur damals das wundervolle Goethe-Museum besuchen, sondern auch und vor allem jenes andere, in jeder Hinsicht sehr verschiedene Museum Weimars, nämlich das dem Schöpfer des Zarathustra gewidmete Nietzsche-Archiv. Es war bereits eine Wallfahrtsstätte geworden, wohin vom In- und Ausland Jünger und Verehrer des Meisters wanderten.

Ich meinerseits ging keineswegs hin als Adeptin Nietzsches, da ich glaubte, daß dessen Theorien im Gegensatz zu denjenigen meines Vaters, des Philosophen Afrikan Spir, stünden — was mich natürlich nicht hinderte, die Macht seines schöpferischen Geistes zu bewundern und seinem prächtigen Dichtergenie zu huldigen. Es waren ganz besondere Gründe, die mich bewogen, das Haus des berühmten Denkers aufzusuchen.

Nämlich, einige Jahre zuvor war ich von der mir höchst unerwarteten Tatsache in Kenntnis gesetzt worden, daß Nietzsche sich seinerzeit mit Spirs grundlegendem Werk „Denken und Wirklichkeit" beschäftigt hatte, und es sogar in der Bücherkiste mitzunehmen pflegte, die ihn stets auf seinen Reisen begleitete. Diese Mitteilung hatte mich begreiflicherweise lebhaft interessiert und in mir den Wunsch erweckt, Genaueres darüber zu erfahren. Ich beschloß daher, mich direkt an die Gründerin und Leiterin des Nietzsche-Archivs zu wenden, um sie um Nachricht zu bitten, ob in den in ihrer Obhut gebliebenen Dokumenten und Schriften Nietzsches irgendwelche Hinweise oder Anmerkungen über sein Verhältnis zu Spir zu finden seien.

In einem sehr freundlichen Brief vom 14. Oktober 1909 erklärte sich Frau Foerster-Nietzsche gerne bereit, meine Fragen nach Möglichkeit zu

---

[1]) Afrikan Spir ist 1837 bei Elisabethgrad in der Ukraine geboren als Sohn eines sehr angesehenen und wohlhabenden Arztes, eines Vorläufers der Naturheilkunde. Nach kurzer glänzender militärischer Laufbahn widmete er sich — vor allem durch Kants „Kritik der reinen Vernunft" angeregt — ganz philosophischen Studien und Arbeiten. Seit 1867 lebte er als Privatgelehrter in Deutschland, wo 1873 sein Hauptwerk „Denken und Wirklichkeit" in erster Auflage erschien. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er in unermüdlichem Schaffen in Lausanne und Genf, wo er 1890 starb. (Vgl. Hélène Claparède-Spir, „Un Précureur: A. Spir". Paris, Payot, 1920.) Eine Anzeige eines Werkes von Spir s. unten S. 269.

Es dürfte von Interesse sein, daß die „Kant-Gesellschaft" vor einiger Zeit ein Preisausschreiben über die Philosophie Spirs erlassen hat. Die Arbeiten sind bis Ende des Jahres einzureichen. (Vgl. unten S. 267 f.) A. M.

beantworten. Jedenfalls könne sie versichern, daß ihr Bruder „Denken und Wirklichkeit" studiert habe: sie selbst hatte ihm dieses Buch zum Geburtstag geschenkt, und er muß ein wahres Interesse für Spir an den Tag gelegt haben, denn sie erinnerte sich noch seiner Gespräche über meinen Vater. Jedoch vermochte sie nicht zu sagen, ob er auch die anderen Schriften Spirs gelesen hatte, und ihre schwachen Augen verboten es ihr, selber Nachsuchungen zu unternehmen. Sie versprach aber, zwei ihrer Mitarbeiter am Nietzsche-Archiv für die Sache zu interessieren; und somit durfte ich hoffen, mit der Zeit weitere Auskunft zu erhalten.

Nach jahrelangem, vergeblichem Warten entschloß ich mich, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um womöglich an Ort und Stelle selbst Forschungen anzustellen. So geschah es, daß ich eines Tages — von meinem Gatten Prof. Edouard Claparède begleitet — ohne weiteres am Nietzsche-Archiv klingelte, das in einer Villa auf der Höhe sich befindet, von wo aus man die reizende, grünumrahmte Stadt Weimar überblickt.

Ein Diener in Livree öffnete die Tür; wir gaben ihm unsere Karte für Frau Foerster-Nietzsche und wurden unverzüglich eingeführt. Mit Spannung betraten wir die Schwelle des geweihten Raumes, dessen Herrin uns entgegenkam und uns auf das liebenswürdigste begrüßte. In ihrem langen, schwarzen Seidenkleid, ein Spitzentuch auf dem Haar, sah Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche sehr patrizisch aus; sie bekundete einen äußerst regen Geist und sprach fließend französisch.

Nach kurzer Unterhaltung führte sie uns vor das schöne Bild Nietzsches, mit dem tiefen, ergreifenden Blick, welches die Hauptwand des Zimmers schmückte — jenes großen, sonnigen Zimmers, in dem der Einsame die letzten melancholischen Jahre seines Lebens verbrachte[1]). Dann faßte sie mich bei der Hand und geleitete mich in die Nähe des Flügels, an dessen Seite der Bibliothek ein Ehrenplatz eingeräumt war. Hier standen die meisten Bücher beisammen, die Nietzsche besaß, alle diejenigen wenigstens, auf die er besonderen Wert legte und die seine Schwester, in pietätvollem Gedenken, mit gleichen Prachteinbänden hatte versehen lassen.

[1]) Professor Henri Lichtenberger, von der Sorbonne, einer der seltenen Besucher von auswärts, denen es gestattet war, Nietzsche in der letzten Zeit seines vegetativen Lebens zu sehen, und der 1898 mehrere Tage im Nietzsche-Archiv verbrachte, schrieb über ihn in seiner Einleitung zur französischen Ausgabe der Aphorismen: „... Son front est toujours admirable. Son regard, qui semble comme tourné vers le dedans, a une expression indéfinissable et profondément émouvante. Que se passe-t-il en lui? On ne sait. Peut-être a-t-il conservé un vague souvenir de sa vie de penseur et de poète."

Ohne das geringste Zögern ergriff sie aus einem der Regale das Exemplar von „Denken und Wirklichkeit“, welches sie ihrem Bruder einst geschenkt hatte — seinem Wunsche entsprechend, jenes Buch zu besitzen, das er mehrmals der Basler Bibliothek entliehen hatte.

Ich nahm den mir dargebotenen eleganten Band in meine Hände und schlug ihn auf mit tiefster innerer Bewegung. Doch groß war meine Bestürzung, als ich wahrnahm, daß die darin befindlichen Randbemerkungen erbarmungslos, fast völlig abgeschnitten waren! In seinem Eifer hatte der Buchbinder wahrscheinlich geglaubt, der Symmetrie wegen, das Bücherformat gleichförmig gestalten zu müssen. So allein ist es zu erklären, daß von allen Anmerkungen und Kommentaren, welche Nietzsche hier mit Bleistift niederschrieb, nur noch vereinzelte Buchstaben oder einzelne Wörter stehengeblieben waren — obwohl dasselbe Schicksal damals noch anderen, von den schön eingebundenen Büchern widerfahren ist? ... Aber diese übriggebliebenen Spuren beweisen schon hinlänglich, daß Nietzsche sich mit Spirs Erkenntnislehre eingehend beschäftigt hat[1]).

Eine Tatsache, die übrigens noch eine weitere Bestätigung findet, denn an manchen Seiten trifft man mit Bleistift unterstrichene Stellen, auf andern sind am Rand fette, mitunter zwei, drei oder sogar vier parallele Striche zu verzeichnen, je nach der Bedeutung, die Nietzsche diesen Stellen beimaß; hie und da steht ein Fragezeichen oder ein N. B.; kurz, es ergibt sich daraus ein höchst interessantes Material, dem bis jetzt keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt wurde, das aber verdient, eines Tages Gegenstand genauer Untersuchungen zu werden.

Wie sehnlichst hätte ich gewünscht, lange in der Betrachtung und in dem Studium dieser Seiten verweilen zu können, die mein Vater einst geschrieben, und die Friedrich Nietzsche unterstrichen und zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht hatte ..., doch leider, die Zeit gestattete es nicht[2]).

---

[1]) Im Jahre 1908 schrieb mir Professor Stölzle aus Würzburg, von dem ein Schüler seine Doktorarbeit über meines Vaters Moralphilosophie gemacht hatte, und der mit Prof. Joël einer der ersten war, welcher mir Nietzsches Interesse für meinen Vater mitteilte: „... Es wäre wohl mal einer Prüfung wert, ob und wieweit Spir etwa auf Nietzsche gewirkt hat.“ Seither scheint ein anderer deutscher Philosoph, Dr. Erich Hocks, eine derartige Prüfung unternommen zu haben und zu einem positiven Ergebnis gelangt zu sein. In seiner „Darstellung der Erkenntnislehre Nietzsches“ (Leipzig 1914) behauptet dieser Verfasser sogar, Spuren eines langanhaltenden Einflusses Spirs auf Nietzsche feststellen zu können.

[2]) Mein Besuch im Nietzsche-Archiv erinnert mich lebhaft an einen anderen denkwürdigen Besuch, den ich zehn Jahre früher von Moskau aus mit meinem Mann gemacht hatte, nach dem internationalen Ärzte-Kongreß, nämlich den bei Tolstoi in Jasnaja Poljana, das heute ein Tolstoi-Archiv ist.

Anläßlich der Zentenarfeier des großen russischen Denkers beschrieb ich dieses Er-

Zum Glück machte mir im letzten Augenblick Frau Foerster-Nietzsche — die wohl erraten mochte, wie unendlich ich es bedauerte, nicht einmal einige Stellen der für mich so wertvollen Anmerkungen Nietzsches in Abschrift mitnehmen zu können — den Vorschlag, am darauffolgenden Tag wieder herzukommen und mich ganz dieser Aufgabe zu widmen, was ich natürlich mit Freuden annahm.

Andern Tags — am 27. April 1914 — reiste ich denn aufs neue von Jena[1]), wo ich nochmals übernachten mußte, herüber nach Weimar und traf, mit einem Heft versehen, pünktlich im Nietzsche-Archiv ein. Alsbald wurde ich in einem kleinen, stillen, rings mit Büchern ausgestatteten Zimmer untergebracht und machte mich fieberhaft an die Arbeit, befürchtend, diese nicht rechtzeitig beenden zu können; daher mußte ich mich beschränken, nur die Stichwörter abzuschreiben, um später eine Zusammenstellung zu ermöglichen, mittels des entsprechenden Exemplars von „Denken und Wirklichkeit“, das sich in meiner Bibliothek in Genf befindet[2]).

---

lebnis in Le Monde Nouveau (Paris, August 1928) unter dem Titel: „Une journée chez Léon Tolstoi“. Dem Aufsatz ist im Faksimile der schöne Brief beigefügt, den Tolstoi mir sandte über meinen Vater — diesen Landsmann, den er so sehr bedauerte, nicht gekannt zu haben, und dessen Werke einen so tiefen Eindruck auf ihn machten, besonders „Denken und Wirklichkeit“. Dasselbe Buch, merkwürdigerweise, welches gleichfalls auf Nietzsche großen Eindruck gemacht zu haben scheint... und in das, fast zur selben Zeit wie letzterer, in Amerika William James sich vertiefte, sowie in Holland der vor kurzem verstorbene Psychologe Heymans.

[1]) In Jena bot sich mir die Gelegenheit, Prof. Rudolf Euckens persönliche Bekanntschaft zu machen — an dessen Tisch wir wenige Tage später Prof. Boutroux, unseren verehrten, alten Freund aus Paris, getroffen hätten, den man in Jena damals erwartete.

Von Eucken erfuhr ich, daß, als er an die Universität Basel kam, als Nachfolger Nietzsches, dieser sich sofort bei ihm erkundigte, ob er Spir kenne und ihm etwas über ihn mitteilen könne; jedoch Eucken vermochte diesen Wunsch nicht zu erfüllen. Leider wußte damals niemand etwas über Spir, der in seiner äußersten Bescheidenheit seinem Verleger untersagte, von ihm zu sprechen. Allein seine Philosophie verdiente Aufmerksamkeit, meinte er, nicht aber seine vergängliche Person. Nur auf die Förderung und Verbreitung der Lehren, die sich ihm geoffenbart hatten, kam es ihm an; denn er hegte die unerschütterliche Überzeugung, daß diese helfen könnten, die geistige und moralische Unzulänglichkeit und Verworrenheit zu überwinden, die sich zu seiner Zeit schon bemerkbar machte und deren verhängnisvolle Folgen für die Zukunft er mit Bangen voraussah.

Vgl. „A. Spirs Leben und Lehre“, Einleitung z. Gesammelte Werke (J. A. Barth); sowie Un Précurseur: A. Spir (Payot, 1920).

[2]) Das mit Nietzsches Randbemerkungen versehene Exemplar ist datiert vom Jahre 1877 (2. Aufl.). Im Jahre 1885 gab Spir die erste Auflage seiner Gesammelten Werke in 4 Bänden heraus, deren Neuausgabe in 2 Bänden 1908 (Leipzig, J. A. Barth) erschien. Prof A. Penjons französische Übersetzung von „Denken und Wirklichkeit“ („Pensée et Réalité“) wurde 1896 von der Universität Lille veröffentlicht. In den „Esquisses“ (1. Auflage 1887 s. u. S. 269) und den „Nouvelles Esquisses de Philosophie critique“ (Paris, Alcan) hat Spir selbst eine Darstellung seiner Lehre auf französisch verfaßt.

Zu meinem Erstaunen stellte sich hernach bei der näheren Untersuchung heraus, daß Nietzsche Ideen Spirs zugestimmt zu haben scheint, von denen man nicht im geringsten hätte vermuten können, daß sie sich mit den seinen vertrügen.

Dieser unerwartete Tatsachenbefund hat mich seltsam bewegt ... Dasselbe Gefühl innerer Ergriffenheit bemächtigte sich meiner schon zuvor, als ich auf der Rückreise, allein im Eisenbahncoupé, die zwei kleinen Bände durchlas, die mir Frau Foerster-Nietzsche beim Abschied überreicht hatte, — hinzufügend, daß sich darin einige noch unveröffentlichte Briefe und Mitteilungen befänden, sowie Schilderungen wenig bekannter Einzelheiten aus ihres Bruders Alltagsleben, die denselben in einem neuen Licht erblicken ließen[1]).

Und wahrlich, dieser „andere Nietzsche", welcher sich mir auf einmal offenbarte, dieser schlichte, herzensgute Mensch, der manchen Beweis von Sanftmut, Mitleid und Uneigennützigkeit zeigte, den seine Nachbarn in Genua sogar il piccolo santo nannten — welch schroffer Kontrast mit dem selbstherrlichen, gebieterischen Nietzsche, dem Machtbejaher und Moralverneiner, als welchen man ihn bis auf unsere Tage meist dargestellt hat!

Da kam mir plötzlich in den Sinn, daß der soviel mißbrauchte Lehrer des Zarathustra im Grunde vielleicht auch ein großer Verkannter gewesen sein könnte; und ward begreiflich, daß die Seele Friedrich Nietzsches sich von der Seele Afrikan Spirs angezogen fühlen konnte. Ja, zwischen diesen beiden anscheinend grundverschiedenen Menschen, die jedoch in Wirklichkeit manche gemeinsamen Züge aufweisen, die die gleichen, erhabenen, durch Musik, Natur und Poesie ausgelösten Gemütsbewegungen empfanden, und auch zum Teil die gleichen moralischen Leiden — zwischen diesen zwei Auserwählten konnte tatsächlich eine Art von Geistesverwandtschaft bestehen.

Im „Einsamen Nietzsche" entdeckte ich außerdem gewisse Aufklärungen und Hinweise, die einen nicht minder unerwarteten, gewaltigen Eindruck auf mich gemacht haben, wie z. B. die folgende, von der Verfasserin des Buches stammende Äußerung[2]):

> „Mit dem Worte „Übermensch" ist ein wahrhaft empörender Unfug getrieben worden, absichtlich und unabsichtlich hat man ihn mißverstanden. Dekadente Naturen, die sich nicht im Zaum halten konnten, die nichts davon ahnten, welche strenge Selbstzucht Nietzsche von den höheren Menschen verlangt und welch vollkommenes Ver-

---

[1]) Elisabeth Foerster-Nietzsche: Bd. I: Der junge Nietzsche; Bd. II: Der einsame Nietzsche (Alfred Kröner Verlag, Leipzig 1914).

[2]) Elisabeth Foerster-Nietzsche: Der einsame Nietzsche (S. 284—285).

zichtleisten auf Glück und Genuß er deren höchstem Gipfel, dem Übermenschen, zuschreibt, glaubten aus dem Zarathustra, diesem Hohen Lied eines stolzen und reinen Geistes, unbegreiflicherweise die Erlaubnis heraus zu lesen, sich ihren Lüsten und Begierden zügellos überlassen zu dürfen. Andere, grobgeartete, plumpe Naturen, die keine Empfindung dafür hatten, wie unbeschreiblich eine zartgesinnte, hohe Seele unter dem Mitleid leiden kann, besaßen die Anmaßung, anzunehmen, daß die Lehre vom Übermenschen für sie Geltung habe, und ihre harte, grobe, gefühlslose Gesinnungsart rechtfertige. Diese falschen Auffassungen zeigten sich von Anfang an und entwürdigten in den Augen des Autors sein Werk und seine eigene Persönlichkeit. Er war darüber entsetzt."

Jene und ähnliche von Nietzsche selbst abgegebene Erklärungen haben sich tief in mein Gedächtnis geprägt und schwebten mir seither oftmals vor. Jedoch heute drängen sie sich mit ganz besonderem Nachdruck meinem Geiste auf in dieser ernsten Stunde, wo die Zahl derer anwächst, welche darauf ausgehen, unter der Ägide des „Übermenschen" verhängnisvolle Macht- und Gewaltprinzipien in der Welt zu verbreiten... währenddessen andere ihrerseits dahin streben, die Menschheit zu erretten, indem sie ihr neue, vernunftgemäße Bahnen anweisen.

„Mir macht der Gedanke Schrecken, was für Unberechtigte und gänzlich Ungeeignete sich einmal auf meine Autorität berufen werden. Aber das ist die Qual jedes großen Lehrers der Menschheit: er weiß, daß er unter Umständen und Unfällen der Menschheit zum Verhängnis werden *kann*, so gut als zum Segen."[1])

Dieses feierliche Bekenntnis einer aus der Tiefe des Grabes ertönenden Stimme sollte heute mehr denn je überall gebührendes Gehör finden und als Mahnung gelten an die schwere Verantwortung vor der Zukunft![2])

Anhang

Wir geben hier einige der Stellen aus Spirs Werk „Denken und Wirklichkeit" wieder, die Nietzsches besondere Beachtung gefunden haben.

---

[1]) Aus einem Brief Nietzsches an seine Schwester, den dritten Teil des Zarathustra betreffend, Juni 1884 (S. 273).

[2]) Prof. Hans Vaihinger hat in seiner Schrift: *Nietzsche als Philosoph* (Berlin 1905) Befürchtungen bekundet, indem er sagte: „Sie (die Lehre Nietzsches) ist auf der einen Seite subversiv und kann in der Hand der Unvorsichtigen und Unreifen wie intellektuelles und moralisches Dynamit wirken." Und zum Schluß: „Ohne gründliches Verständnis (der Position Nietzsches) keine Möglichkeit, daß die Gefahren, die aus dieser Lehre drohen, siegreich bekämpft werden. Nur wenn reife Geister sich mit dieser Welt und Lebensanschauung gründlich bekannt machen, sind sie imstande, den Mißbrauch, den unreife Geister mit ihr treiben können, zu verhüten."

Die Striche, die Nietzsche am Rand oder unter einzelnen Worten angebracht hat, sind getreu wiedergegeben.

„Alle Metaphysik besteht thatsächlich aus Hypothesen, aus bloßen Vermuthungen, was schon aus ihrer Verschiedenheit und ihrem gegenseitigen Widerspruch erhellt. Man will nun schlechterdings nicht begreifen, daß das Aufstellen von Hypothesen über dasjenige, was jenseit aller Erfahrung liegt, ein vollkommen müßiges Geschäft ist. Und doch ist es klar, daß solche Hypothesen keine Verification zulassen, also von vornherein dazu verurtheilt sind, ewig und immer im Zustande bloßer Hypothesen zu bleiben, ohne je einen Grund auftreiben zu können, welcher denselben auch nur den schwächsten Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu verleihen im Stande wäre. Gegen den Gebrauch von Hypothesen in der Metaphysik hat sich daher Kant mit Entschiedenheit und klarer Einsicht ausgesprochen."

(D. u. W., Einleitung, Bd. I, S. 2.)

„Der ganze Kunstgriff der Metaphysiker besteht indessen gerade darin, die gemeine Erfahrung in die Regionen des Absoluten zu versetzen. Ich muß gestehen, daß ich die metaphysische Richtung in der Philosophie für eine Art geistiger Krankheit halte, welche nicht durch Argumente zu beseitigen ist. Denn was können Argumente bei Menschen ausrichten, welche sehr gut sehen, wie in allen Zweigen der Wissenschaft wirkliche Erkenntnisse erworben werden und trotzdem im Ernste glauben, daß auf dem von den Metaphysikern eingeschlagenen Wege auch nur ein Atom wirklichen Wissens gewonnen werden könne?"

(Einleitung, S. 4.)

„Man sollte denn doch bedenken, daß wir die äußeren Dinge als Gegenstände erkennen, welche ganz unabhängig von uns und unserer Erkenntniß an sich außerhalb aller Beziehung zu unserer Erfahrung existiren. Ständen nun die erkannten Dinge ihrer Natur nach wirklich außer aller Beziehung zu uns, wie könnte es dann kommen, daß wir trotzdem von Hause aus auf die Erkenntniß derselben eingerichtet wären? Man müßte dann, wie Descartes und Leibniz, einen Gott voraussetzen, welcher unser Erkenntnisvermögen und die äußeren Gegenstände aneinanderpaßt, die einander an sich fremden und ganz gleichgültigen Dinge äußerlich in eine vorherbestimmte Beziehung zu einander setzt. Wenn nun irgend etwas unwissenschaftlich ist, so ist es unstreitig dieses Verfahren, über welches hinweggekommen zu sein Kants großes Verdienst war."

(Einleitung, S. 10.)

„Es ist sonnenklar, daß alle Versuche, das Übel zu beschönigen und zu rechtfertigen, ihren Grund und Anlaß lediglich in dem Vorurtheil haben, das Unbedingte enthalte den zureichenden Grund der Welt und diese müsse sich aus ihm ableiten lassen. Dieses Vorurteil ist in der Meinung der Menschen felsenfest eingewurzelt, muß aber auch mit der Wurzel ausgerottet werden, weil es sowohl die religiöse als die wissenschaftliche Betrachtung der Dinge verfälscht und in die traurigsten Irrthümer führt."

(I. Bd., S. 383.)

„Das religiöse Bewußtsein erhält durch die Philosophie seine wissenschaftliche Begründung und Erläuterung, und das philosophische Bewußtsein erhält durch die Religiosität die höhere Weihe des Gemüths. Daraus erwächst uns der unschätzbare Vortheil, zwischen den Forderungen des Denkens und denen des Gemüths, zwischen Wissenschaft und Religion eine vollkommene Harmonie herstellen zu können.

Aber die erste Bedingung dazu ist, daß man die gewöhnliche, in Wahrheit unheilschwere Vorstellung fallen läßt, nach welcher das Unbedingte irgend einem empirischen Objekt ähnlich ist und den zureichenden Grund der Welt der Erfahrung enthält. Es gibt keine Vorstellung, welche so viel Irrthum und Elend angestiftet hätte, wie diese. Das Verhältniß zwischen dem Unbedingten und dem Bedingten ist nicht dasjenge von Grund und Folge oder von Ursache und Wirkung, sondern dasjenige von „Ding an sich" und „Erscheinung", um sich des Kant'schen Ausdrucks zu bedienen; das heißt, es ist das Verhältniß des Normalen zum Abnormen, des Wahren, Hellen, Lauteren zum Unwahren, mit Schein und fremden Elementen Durchwirkten, der höheren, unwandelbaren Beschaffenheit der Dinge zu einer niedrigeren Darstellungsweise derselben, welche überall vom Wechsel ergriffen ist und durch den Wechsel sich selbst verurtheilt. Drei Elemente haben wir bis jetzt in der Welt der Erfahrung kennen gelernt, welche gleichsam schon an der Stirne das Zeugniß tragen, daß sie nicht zu dem eigenen, normalen, unbedingten Wesen der Dinge gehören. Das sind die Relativität, die Veränderung und das Uebel. Jeder Versuch, diese Elemente aus dem Unbedingten abzuleiten, ist daher für das wissenschaftliche Bewußtsein eine Ungereimtheit (ein logischer Widerspruch) und für das religiöse Bewußtsein eine Impietät, eine Verunreinigung des Gottesbegriffs durch den Schmutz der gemeinen Wirklichkeit."

(D. u. W., Bd. I, S. 225—226.)

„Da alles Wollen und Streben, wie ich in einem weiteren Kapitel zeigen werde, keinen anderen Grund hat und haben kann, als das Vorhandensein von Zuständen in uns, welche sich selbst nicht gleich bleiben können, also einen Mangel an innerer Identität mit sich, einen realen Widerspruch implicieren, den wir unmittelbar als Schmerz und Unlust fühlen, so kann der Endzweck des menschlichen Wollens und Strebens nichts Anderes, als möglichste Annäherung an innere Identität mit sich sein, welche letztere gleichbedeutend ist mit dem Guten (le Bien) und der Vollkommenheit. Aber diese Annäherung ist nur durch die Befolgung des moralischen Gesetzes zu verwirklichen, wie ich weiter unten andeuten werde. Man kann daher mit Kant die moralische Ausbildung und Vervollkommnung der Menschen als den höchsten oder den End-Zweck der menschlichen Entwicklung betrachten."

NB

(D. u. W., II. Bd., S 146.)

„Ja, der Mensch gelangt endlich dahin, das empirische Grundgesetz alles Lebenden, welches auch die Grundbedingung seiner eigenen Individualität bildet, nämlich den Egoismus, zu prüfen und an dem Werth der Individualität selbst zu zweifeln. Und je mehr ein Mensch sich von den Banden der Individualität und deren Bedingungen befreit, je mehr er selbst sich zur

Allgemeinheit erweitert, um so größere Ausbildung und Selbstständigkeit erlangt er, als Individuum, um so freier steht er der Natur gegenüber. Die höchste Entfaltung der Individualität würde nur in einem Menschen erreicht werden, welcher die allgemeinsten, den ganzen Zusammenhang der Dinge überschauenden Einsichten mit den weitesten Sympathien und der größten Unabhängigkeit von den Trieben seiner empirischen Natur in sich vereinigte."

(D. u. W., II. Bd., S. 166.)

// „Und was nun gar die metaphysische Erklärung der Dinge, die Ableitung des Bedingten aus dem Unbedingten betrifft, so haben wir in derselben den Ur- und Grundirrthum erkannt, welcher der ganzen Entwicklung des philosophischen Denkens eine falsche (die dogmatische) Richtung gegeben hat. Das Suchen nach der metaphysischen Erklärung der Dinge ist gleich dem Suchen nach der Quadratur des Cirkels, dem Perpetuum mobile und der Verwandlung der Stoffe. Alle diese Aufgaben sind nicht allein unlösbar, sondern die wirkliche Wissenschaft kann sich gar nicht constituiren, so lange deren Unlösbarkeit nicht aus dem Grunde selbst eingesehen worden ist. Die anderen Wissenschaften haben dies nun auf ihrem Gebiete schon längst gethan, aber die Philosophie quält sich noch in unseren Tagen mit ihrer Quadratur des Cirkels, der metaphysischen Erklärung der Dinge ab. Darum hat man von dem, was ein streng logisches, wissenschaftliches Denken in der Philosophie ist, bis jetzt kaum eine Ahnung gehabt, trotzdem daß das logische Denken in anderen Zweigen des Wissens, vornehmlich in der Mathematik, der mathematischen Physik und der Astronomie, zu so großer Macht und Vollendung gebracht worden ist."

(D. u. W., II. Bd., S. 290.)

„Die Frage ist nur, ob die hier entwickelten Principien selbst Eingang und Verbreitung finden. Schon längst habe ich den naiven Glauben abgelegt, daß das Gewisse und Evidente nothwendig von allen denkenden Menschen anerkannt und angeeignet werden müsse. Die Erfahrung zeigt leider, daß die meisten Menschen in ihrem Denken nicht durch Gründe, sondern durch Ursachen, nicht durch logische, sondern durch physische Einflüsse geleitet werden. Natürliche Neigung und Gewohnheit, das sind die Hauptfactoren, welche die Ueberzeugung bestimmen; die Selbstsuffisance verleiht dem Producte derselben einen unantastbaren Charakter und so ist man ganz zufrieden, gleichsam ein geistiger Automat zu sein, der, wie er einmal aufgezogen worden ist, seine Bahn bis ans Ende abläuft. Dies ist eine der am tiefsten beschämenden Eigenschaften oder vielmehr Mängel unseres Geschlechts. Aber wir wollen dennoch an der Menschheit nicht verzweifeln. Unter der dumpfen Menge giebt es gewiß auch hellere Geister, welche sich gegen die Evidenz nicht ganz verschließen und ihre Aufmerksamkeit einem Werk nicht nach dem Lärm, den es in der Welt macht, sondern nach der Sorgfalt, mit welcher das darin Behauptete bewiesen und begründet wird, zumessen. Durch solche verwandte Geister wird die hier gebotene Anschauungsweise einst zum Gemeingut Aller gemacht."

(D. u. W., Schlußabschnitt des II. Bandes, S. 291/92.)

Grundlagen einer Philosophie der Technik

Von Kurt W. Geisler

Wir haben bis jetzt drei große Versuche, eine Philosophie der Technik zu begründen. Sie sind an die Namen Kapp,[1]) Zschimmer,[2]) Fr. Dessauer[3]) geknüpft. Zschimmer und Dessauer sind Idealisten, nicht weit ab von Hegel stehend. Ihr Verfahren ist deduktiv und spekulativ. Auch Kapp steht weit von einer Erfahrungsphilosophie ab, wenngleich es sein Verdienst ist, die Technik zuerst unter biologischem Gesichtspunkt betrachtet zu haben. Petzold hat auf diese fruchtbare Seite der Kappschen Philosophie vor einigen Jahren nachdrücklich hingewiesen.[4])

Petzold ist es auch, der bei dieser Gelegenheit die Philosophie der Technik vom biologischen Standpunkt, dem Standpunkt der neuzeitlichen Entwicklungslehre, betrachtet hat. Seine Darstellung enthält grundlegende Anregungen.

An den Anfang unserer philosophischen Betrachtung der Technik stellen wir die Behauptung, daß es nicht angängig ist, irgendeinen Teil der Technik, etwa die Maschinentechnik oder die Bautechnik, zu isolieren. Es wird vielmehr notwendig sein, zunächst die Technik schlechthin zu untersuchen.

τέχνη bedeutete ja den Griechen soviel wie Kunst, Kunstfertigkeit, Fachkenntnis ganz allgemein: τεχνάω heißt nichts anderes als geschickt gestalten, listig ersinnen. Und in diesen Bedeutungen treffen wir überall auf das Wort Technik. Wir hören von: Technik des Klavierspielens, Technik der Malerei usw. und wissen, daß überall damit Verfahren gemeint sind, um irgendein Ziel möglichst gut und vollständig zu erreichen. Wenn wir einmal die Anstrengung eines Menschen, der im Besitz einer „guten Technik" ist, vergleichen mit der, die ein Mensch machen muß, der nicht über eine so gute Technik verfügt, so finden wir, daß jener mit guter Technik ein für allemal mit geringerer Anstrengung dasselbe Ziel erreichen kann als der andere. Ja, noch mehr, er wird Ziele erreichen, die dem andern überhaupt nicht zugängig sind. Er wird also den Wirkungskreis erweitern und gleichzeitig mit geringerem Aufwand auskommen. Technik ist also ein Handeln, bei dem ein möglichst geringer Aufwand einen möglichst großen Erfolg bringt. In dem geringen Aufwand steckt das Sparsamkeitsprinzip und in dem großen Erfolg das

---

[1]) E. Kapp, Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig 1877.

[2]) E. Zschimmer, Philosophie der Technik, Jena 1919.

[3]) Fr. Dessauer, Philosophie der Technik, 1926.

[4]) Vortrag im Berliner Bezirksverein Deutscher Ingenieure. Erschienen in den Monatsheften des Vereins, 1926, 1. Juni und 1. Juli.

Fortschrittsmoment der Technik[5]). Solches Handeln ist nicht unbedingt ein Bewußtseinshandeln. Auch eine Triebhandlung kann technischen Fortschritt bringen. Technisches Handeln ist auch nicht unbedingt an den Menschen gebunden. Wir können sehr wohl von einer Technik der Tiere und der Pflanzen, ja vielleicht sogar von einer Technik des Anorganischen reden[6]). Ganz allgemein: Technik ist ökonomisches Handeln.

Wie schon angedeutet, findet sich solch ökonomisches Handeln bereits in der sogenannten leblosen Natur. Sapper weist in seinem Aufsatz über das Minimumprinzip in der Mechanik[7]) mit Recht hierauf hin. Er führt als Beispiel den gebrochenen Lichtstrahl an, der in der kürzesten Zeit von einem Punkte zum andern eilt. Unendlich viele weitere Beispiele könnten gegeben werden. Ja, man kann sagen, daß alle Naturvorgänge ohne Ausnahme dieses Gesetz befolgen. Es scheint hier gewissermaßen eine Auslese stattzufinden. Alle „umständlichen", nicht sparsamen Vorgänge vermögen sich nicht zu behaupten; nur die „ökonomisch richtigen" setzen sich durch. Wenn wir Metaphysiker wären, so könnten wir sagen, daß überhaupt viele Arten von Naturgesetzen bestehen. Jedoch nur jene können sich durchsetzen, nach denen die Vorgänge ökonomisch ablaufen. Es wäre eine Art Darwinismus in der Physik. Daß dieser Gedanke übrigens gar nicht so abwegig ist, das zeigen die neueren Bestrebungen, die in der Atomphysik nur Wahrscheinlichkeits-Gesetze anerkennen. Man hat gezeigt, daß für die Welt der Atome ganz andre Gesetze gelten. Gesetze, die eigentlich wieder keine strengen Gesetze sind, indem auch Abweichungen und Umkehrungen (zweiter Hauptsatz der Thermodynamik) denkbar sind. Aber solche Abweichungen vermögen wir nicht zu beobachten. Wir erfahren nur immer die statistischen Mittelwerte. Genau so, wie wir in der Statistik der volkswirtschaftlichen Verhältnisse gewisse Gesetzmäßigkeiten als Ergebnis finden, während der einzelne Fall durchweg von der mittleren Linie abweicht.

Alle diese Tatsachen werden uns nicht in Erstaunen setzen, wenn wir die enge Verwandtschaft zwischen der anorganischen und der organischen Natur ins Auge fassen; insbesondere wenn wir uns vergegenwärtigen, daß weder andre Stoffe, noch, wenn wir auf das atomare Verhalten sehen, andre Gesetze in der organischen Natur zu finden sind.

Wir mögen also argwöhnen, daß das große Gesetz des ökonomischen

---

[5]) v. Gottl-Ottlienfeld verkennt in seinem sonst ganz ausgezeichneten Buche „Wirtschaft und Technik", daß die technische Aufgabe sich gleichzeitig mit der Beschränkung des Aufwands vergrößert. Er verkennt so das wahre Wesen der Technik; er sieht nur den einzelnen technischen Vorgang, nie aber Technik schlechthin. Das Ökonomieprinzip hat also tatsächlich die oben angeführte Form.

[6]) Vgl. meine Ausführungen über „Natürliche Technik" in VDI-Zeitschrift (1929), S. 16, 17 bis 19 und „Technik und Kultur" (1930), S. 73 bis 77 und 98 bis 103.

[7]) „Annalen der Philosophie", Bd. VIII, Heft 3, S. 65 ff.

Verhaltens, wie wir es zuerst in der organischen Natur als Entwicklungsgesetz beobachtet haben, in der anorganischen Natur in gleichem Maße vorhanden ist.

Vor einem muß nur gewarnt werden: vor dem Hineintragen einer teleologischen Betrachtungsweise in die Kritik der belebten und unbelebten Natur. Der Mensch ist ja daran gewöhnt, Ziele zu haben, die er vermittels seiner Technik erreicht. Ein Ziel aber ist immer ein vorgestelltes Ziel. Ein nicht vorgestelltes Ziel ist unmöglich. Die Frage nun ist, ob die sonstige belebte und unbelebte Natur ebenfalls vorgestellte Ziele haben. Ziele sind dabei Zustände späterer Entwicklung, die „schon jetzt" auf Grund des die Gegenstände zusammendrängenden Gedächtnisses[8]) erfahrbar sind. Das „Vorstellen" eines Zieles ist ein abgekürzter Entwicklungsvorgang. Ob ein solcher Vorgang außerhalb der menschlichen Technik und der Technik der höheren Tiere anzutreffen ist, mag zweifelhaft sein. Wir mögen es zur Abrundung unseres Weltbildes vielleicht annehmen, wirklich beweisen, d. h. erfahren, können wir es nicht. Aber das ist auch nicht notwendig, wenn wir einmal der natürlichen Technik auf dem Wege über das Grundgesetz der Beharrung beikommen (Hertzsches Grundgesetz; Avenarius-Petzoldtsches Gesetz der Stabilität): alle Zustände beharren so lange, bis sie verdrängt werden. Nicht nur das einzelne Tier, der einzelne Mensch, die einzelnen Pflanzen beharren; auch die ganze Art sucht sich zu behaupten. Sie sucht sich mit allen möglichen Mitteln gegen Verdrängung zu schützen. Diese Mittel in weitestem Sinne nennen wir Technik. Wir wissen aus der Entwicklungsgeschichte der Organismen, daß eine Art solange in harmonischem Einvernehmen ungestört lebt, wie ihre Lebenstechnik den von außen andrängenden Einflüssen gewachsen ist. Ändern sich die äußeren Bedingungen aus einem nicht in der betrachteten Art liegenden Grunde, so wird vielleicht ihre Technik nicht mehr den Anforderungen gewachsen sein: die Art erliegt mehr oder weniger schnell.

Technik ist also die Gesamtheit aller Mittel, mit der Umwelt fertig zu werden. Jeder Organismus (ὄργανον Werkzeug) nimmt sich, wie der Biologe von Uexküll[9]) zeigt, kraft seiner Veranlagung, d. h. also kraft der Technik, die ihm zur Verfügung steht, einen bestimmten, ihm angemessenen Ausschnitt aus der „Umwelt" heraus. Man wird hier sofort an die Grundlagen der Kantschen Kritik erinnert.

Kann dieser Ausschnitt, dieser Lebensraum, infolge Veränderung der Umwelt oder der Technik des Organismus nicht mehr entstehen, so sind

[8]) Vergleiche meine Ausführungen in „Annalen", Band VIII, Heft 3, S. 75 ff.
[9]) „Umwelt und Innenwelt der Tiere."

die Lebensbedingungen unterbunden. Wie auch hier alles relativ ist, das zeigt das Schulbeispiel Darwins von den Käfern auf Madagaskar: derjenige Käfer, welcher über die beste Technik des Fliegens verfügte, welcher die besten Flugwerkzeuge hatte, wurde von den Landwinden ins Meer getrieben. Nur die Käfer mit verkümmerten Flügeln blieben übrig und konnten sich vermehren. So kann die Technik zum Verhängnis werden (das mag auch der Mensch bedenken), wenn keine harmonische Beziehung zwischen ihrem Träger und der Umwelt besteht.

Nun noch einiges über die Technik des Menschen. Meist handelt es sich, wenn wir von der Technik des Menschen sprechen, um die eigentliche Maschinentechnik oder die Bautechnik. Sie stellen die Gesamtheit aller jener Mittel und Maßnahmen dar, die der Mensch über seinen eigenen Organismus hinaus benutzt, um die Umwelt in erhöhtem Maße zu meistern. Letztes Ziel ist dabei stets „Ökonomie des Handelns". Das bedeutet: der Mensch will sparsam handeln, er will weder menschliche Arbeitskraft noch menschliche Zeit vergeuden. Vor allem will er Zeit sparen, das Leben, das nun einmal nur eine gewisse Spanne hat, so intensiv gestalten, daß die Ereignisse in schneller Folge ablaufen. Der Mensch will also während dieser Lebensspanne möglichst viel handeln, möglichst viel erleben. Um mit einem vor allem dem Techniker gebräuchlichem Ausdruck zu reden: er will den Wirkungsgrad[10]) seiner eigenen Person soweit wie möglich erhöhen. Der Mensch will Werte schaffen, möglichst hohe und möglichst viele Werte. Wenn wir einmal den allgemeinen wirtschaftlichen Wertmesser, das Geld, in die Betrachtung einführen, so dürfen wir sagen: der Mensch will mit seiner Technik Gegenstände schaffen, die möglichst viel kosten, die hoch im Preise sind. Das aber kann er nur, wenn er sich selbst mit seiner Person aus dem Erzeugungsprozeß möglichst zurückzieht. Denn nur die menschliche Arbeitszeit ist es, die wir letzten Endes an einem Gute bezahlen[11]). Darum kosten alle jene Güter, und seien sie noch so verwickelt, die unter weitgehender Ausschließung menschlicher Hilfe, also nur auf Maschinen, hergestellt sind, so verhältnismäßig wenig. Sieht man nämlich von dem den erzeugenden Maschinen innewohnenden Wert einmal ab, so sind ja die ohne oder mit geringer menschlicher Arbeit hergestellten Dinge sogenannte freie Güter, wie die Nationalökonomie sagen würde. Sie fließen dem Menschen gewissermaßen frei zu wie Luft,

[10]) Vergleiche meine Ausführungen in VDI-Nachrichten (1928) Nr. 38 vom 19. Sept.

[11]) Vergleiche meine Ausführungen in „Technik und Kultur" (1928) S. 33 ff. Man wird hier bemerken, daß meine Ausführungen kein Marxismus sind. Denn ich weiß sehr wohl, daß die Zeiteinheit bei verschiedenen Menschen verschieden wertvoll ist je nach Art der Ausbildung und Veranlagung des einzelnen. Bei besonders „wertvollen" Menschen muß die Zeit hoch mit veranschlagt werden, welche die Natur brauchen wird, um einen ähnlichen Menschen wieder einmal zu schaffen.

Wasser usw. Dieser Fall des freien Gutes ist der Grenzfall, auf den die Maschinentechnik hinstrebt. Er wird bisher nur angenähert erreicht.

Bei alledem ist die Technik dem Menschen nur Mittel, nicht Zweck. Sie dient der Wirtschaft des Menschen und damit dem Menschen mittelbar selbst. Sie verhilft dem Menschen zu kräftigerer Ausnutzung seiner Lebensgüter. Technik vermehrt die freien Güter. Aber obschon die Technik in gewisser Hinsicht Dienerin der Wirtschaft ist, so ist sie doch nicht niedriger oder schlechter als jene. Sie ist auch kein untergeordnetes Prinzip der Wirtschaft, sondern sie durchdringt die Wirtschaft von vornherein mit ihrem Verfahren derart, daß wirkliche Wirtschaft ohne Technik unmöglich geworden ist. Nicht darauf kommt es an, daß der Mensch fliegt, sondern darauf, daß er schnell, sicher und wirtschaftlich fliegt. Bloße Technik ohne den ökonomischen Grundgedanken wäre Spiel. Unsere Technik der Maschinen unterscheidet sich aber gerade dadurch vom Spiel, daß sie jene ökonomische Grundlage hat, daß sie den Menschen in den Stand setzt, ökonomisch zu handeln, Zeit zu sparen und den menschlichen Wirkungsgrad zu erhöhen.

Das Problem des mystischen Erkennens

(Nach E. Mattiesen.)

(Fortsetzung aus Heft 8 und Schluß.)

Von August Messer

II

Nachdem wir uns so über Arten und Inhalt der religiös-mystischen Erlebnisse unterrichtet haben, in denen der Anspruch enthalten ist, eine „höhere" Erfahrung über der gewöhnlichen darzustellen, wenden wir uns von unsern bisherigen psychologischen Schilderungen dieser Erlebnisse in ihrer Tatsächlichkeit der — uns besonders wichtigen — erkenntnistheoretische Frage zu, ob denn der Anspruch berechtigt sei, daß hier wirkliche „Erfahrungen", also Erkenntnisse — vor allem einer jenseitigen Wirklichkeit — vorliegen. Nicht das Seelisch-Tatsächliche interessiert uns jetzt mehr, sondern die Geltung für unsere Erkenntnis.

Angesichts dieser neuen Frage liegt es nun freilich auf der Hand, daß aus Art und Inhalt jener mystischen Erlebnisse starke Bedenken sich dagegen erheben, ob ihnen überhaupt Erkenntnisgeltung zukomme.

Gewichtigen Verdacht muß zunächst der Umstand erregen, daß in Zuständen der Narkose, des Rausches, ja selbst des normalen Schlafes sich sehr ähnliche Parallelerscheinungen bieten. Wenn wir diese ohne Annahme jenseitiger Einflüsse erklären, sollte das bei den mystischen Erlebnissen nicht auch möglich sein?

Hat nicht neuere irrenärztliche Forschung und insbesondere die Psychoanalyse (Seelenzergliederung) Sigmund Freuds gezeigt, wie sich im unterbewußten Seelenleben des Menschen relativ selbständige Kräfte betätigen und auch ins Bewußtsein hereinwirken können, die leicht den Eindruck fremder, „jenseitiger" Mächte erwecken?

In manchen Fällen läßt sich auch dartun, wie die angeblich „höheren" Erkenntnisse genau so durch bestimmte äußere Einwirkungen („Reize") angeregt sind, wie die sog. „Reizträume" des normalen Schlafes.

So führt z. B. der amerikanische Psychologe William James folgendes Erlebnis einer „begabten Dame" an: Ein großes Wesen durchsaust den Himmel auf einer Art von Blitz, der aus Seelen besteht, deren eine die Erzählerin ist und die alle nur zum Bewußtsein kommen, damit sich jenes Wesen fortbewege. „Ich vermeinte, jenes Wesen wetze, schleife und quäle sein eigenes Leben aus meinen Schmerzen empor." Dann wendet Es, gerade als Es bei ihr angelangt ist, indem und dadurch, daß Es sie verwundet, und zwar mehr, als sie je im Leben verwundet worden war. Und in diesem Augenblick des heftigsten Schmerzes — sah sie. „Ich verstand einen Augenblick hindurch Dinge, die ich jetzt vergessen habe; Dinge, die man nicht erinnern könnte, ohne den Verstand zu verlieren." Sie vermeint, Gott in diesem Augenblick wunderbar gedient zu haben, als das Mittel der Offenbarung von irgend etwas an irgend jemand, im genauen Verhältnis zu ihrer Fähigkeit, zu leiden. Auf ihr Erstaunen, daß sie nichts von Gottes Liebe wahrgenommen, hört sie gerade noch die Antwort: Erkenntnis und Liebe sind Eins, und das Maß ist Leiden. Nachträglich (!) fallen ihr zahlreiche Formulierungen dessen ein, was sie in jenem Augenblick ‚gesehen' und ‚verstanden' zu haben meint: die ewige Notwendigkeit des Leidens und sein ewig stellvertretender Charakter... Die Passivität des Genies, und wie es wesentlich Mittel sei, bewegt (nicht: bewegend), also gezwungen zu tun, was es tut, daß der leidende Seher oder Genius immer mehr zahle, als seine Zeitgenossen durch ihn gewinnen usw." (331 f.).

In der Tat, man hat den Eindruck, daß in jenem Erlebnis eine wertvollste Offenbarung über ein tiefes Weltgeheimnis über das Verhältnis der Gottheit zu den Einzelseelen und den Sinn des Leidens und damit über das „Theodizeeproblem" stattgefunden habe.

Freilich, diese Einschätzung des Erlebnisses als „Offenbarung" und damit als wirkliche „Erkenntnis" „jenseitiger" Dinge wird doch einen starken Stoß erleiden, wenn wir erfahren, daß dies Erlebnis während der Äthernarkose auf dem Operationstisch stattfand und daß den „Reiz" zu jenem erlebten Schmerz ein chirurgischer Eingriff darstellte; daß jene begabte Dame vermutlich mit dem Theodizeeproblem sich schon vielfach beschäftigt hatte und so über theologische Begriffe und Bilder verfügte,

vermittelst deren sie die schmerzhaften Empfindungen während der Narkose in ihrem Unterbewußtsein unwillkürlich deutete.

Es führt dies auf ein weiteres Bedenken gegen den Erkenntniswert und damit den „Offenbarungs"charakter mystischer „Erfahrungen": ihr Inhalt entspricht durchweg dem charakteristischen Vorstellungsbesitz und der besonderen Interessenrichtung der betr. mystisch-erlebenden Menschen. Der Katholik hat andere „Offenbarungen" als der Protestant, und beide wieder andere als der Brahmane oder Mohammedaner. Nun werden wir aber doch bis zum einleuchtenden Erweis des Gegenteils daran festhalten dürfen, ja müssen, daß auch für den Bereich der „höheren" Erfahrung dasselbe Grundgesetz des richtigen Denkens gelte wie für den Bereich der „gewöhnlichen" Erfahrung, nämlich der sogenannte „Satz des Widerspruchs", nach dem einander widerstreitende Sätze nicht beide wahr sein können. Wonach aber sollen wir beurteilen, welcher richtig ist? Müßte da nicht wieder die „gewöhnliche" Erfahrung herangezogen werden? Und wenn sie sich als nicht zuständig bekennt: wie sollen wir zu einer Entscheidung kommen? Und bleibt nicht die Möglichkeit, daß alle jene mystischen „Erkenntnisse" sich als Illusionen herausstellten?

Auch das gibt doch sehr zu denken, daß gelegentlich Mystiker selbst nicht klar darüber sind, ob sie bei ihren ekstatischen Erlebnissen sich unter Gottes Einfluß befunden haben, oder ob sie nur das Spielzeug einer „abnormen Erregung des Gehirns" gewesen sind.

Nicht zur Empfehlung mystischer „Offenbarungen" dient es auch, daß Mystiker vor der psychiatrischen Beurteilung vielfach als Epileptiker oder sonstwie organisch Entartete erscheinen.

In dem Seelenzustand solcher nun pflegt das Gefühlsmäßige weitaus zu überwiegen. Unverkennbar aber sind die mystischen Erlebnisse meist mit starken Gemütserregungen verbunden. Es drängt sich somit angesichts der oft eingestandenen Unfähigkeit der Mystiker, ihre Erkenntnisse begrifflich zu formulieren oder sich ihrer nur zu erinnern, die Frage auf: bestanden sie nicht in der Hauptsache nur aus Gefühlen der Erleuchtung, der Erlösung, Beseligung, und gibt es vielleicht deshalb nach ihnen so wenig zu erinnern oder zu formulieren, weil sie relativ leer an gegenständlichem Inhalt waren? Alles wäre dann sozusagen an ihnen Gefühl, dagegen ihr objektiver gedanklicher Gehalt — und nur soweit sie solchen haben, könnten sie „Erkenntnisse" sein! — wäre gleich Null!

Dieser Mangel an Erkenntniswert würde auch dadurch nicht gehoben, daß anschauliche Vorstellungen, vielfach in großer Fülle und Schnelligkeit, in den ekstatischen Zuständen erlebt werden. Bloß anschauliche Vorstellungen für sich, mag ihre Fülle noch so reich sein, stellen noch keine Erkenntnisse dar, wenn sie nicht im Denken erfaßt, gedeutet, auf be-

stimmte Wirklichkeiten bezogen werden. Gerade die Hemmung der Denkleistungen (wie sie auch in den normalen Träumen meist stattfindet) entfesselt das ungeordnete (auf reinen „Assoziationen", d. h. zufälligen Verknüpfungen beruhende) Spiel der anschaulichen Vorstellungen. Denn je mehr das eigentliche „Denken" und damit Beurteilung, Zweifel, Kritik ausgeschaltet ist, um so glatter und müheloser vollzieht sich der Ablauf der Vorstellungen. Tritt dieser hemmungslose Ablauf im normalen Wachbewußtsein dann ein, wenn unsere Zweifel gelöst, unsere Bedenken widerlegt sind, dann haben wir das mit Lustgefühl verknüpfte Erleben des Verstehens, des Erkennens, der „Evidenz". Wird nun aber im abnormen Zustand (des Traums, der Narkose, der Ekstase), ein glatter, hemmungs- und müheloser Ablauf der Vorstellungen dadurch herbeigeführt, daß das Denken und seine „hemmende" (d. h. kritisierende) Leistung überhaupt nicht in Funktion tritt, so könnten sehr wohl jene begleitenden Gefühle des Verstehens, Erkennens und der Erleuchtung herbeigeführt werden, ohne daß sie irgendwie sachlich begründet wären, also bei völligem Fehlen wirklicher Erkenntnisse.

Die sog. „mystische Einsicht" wäre dann das natürliche Erzeugnis einer durch Ekstase, Narkose oder Schlaf bedingten vorübergehenden „Psychasthenie" (d. h. geistigen Schwäche). Dazu würde stimmen, daß eine psychasthenisch Kranke des französischen Forschers Janet über ihre „kataleptoiden" Ekstasen äußert, sie habe darin „nie einen Zweifel oder die mindesten Bedenken selbst bezüglich der verrücktesten Gedanken" (333).

Aus allen angeführten Gründen scheint das Ergebnis unserer Prüfung für den Erkenntniswert der mystischen „Erfahrungen" ein vernichtendes zu sein. Daß solche „Erfahrungen" mit wirklicher Erkenntnisbedeutung m ö g l i c h seien, haben wir auf Grund unserer Anschauungen vom Wesen des Erkennens zugegeben — und an diesem Zugeständnis dürfen wir festhalten — aber diese „Möglichkeit" in eine G e w i ß h e i t zu verwandeln ist uns bis jetzt noch nicht gelungen; vielmehr deuteten mancherlei Umstände, besonders die Ähnlichkeit des mystischen Erlebens mit gewissen abnormen Seelenzuständen darauf hin, daß die Erklärung der angeblich „höheren" Erfahrung nicht aus „jenseitigen" Einflüssen abzuleiten sei, sondern aus diesseitigen, insbesondere solchen des unterbewußten Seelenlebens. In der Tat finden wir denn auch in der neueren philosophischen Literatur die Frage, ob es außer der gewöhnlichen Erfahrungserkenntnis ein mystisches Erkennen gebe, selten berührt, noch seltener bejaht.

Neuerdings hat nun aber Emil Mattiesen in seinem mehrfach erwähnten Werk „Der jenseitige Mensch" einen neuen Weg eingeschlagen, auf dem er zu einem wesentlich günstigeren Urteil über den Erkenntniswert des mystischen Erlebens gekommen ist. Er untersucht dieses nämlich

in seiner Beziehung zu den sogenannten „okkulten[1]) Vorgängen". Er geht dabei insbesondere von solchen mystischen Erkenntnisleistungen aus, die sich — im Unterschied von den bisher beachteten — ihrem Inhalt nach als nachprüfbar durch die „gewöhnliche" Erfahrung darstellen. Vielfältige Berichte über Mystiker schreiben diesen z. B. die Fähigkeit zu, die verborgenen Gedanken von Mitmenschen, auch entfernten, auf einem anderen als dem üblichen Wege der Mitteilung durch Mienen, Gesten, Worte oder andere sinnlich wahrnehmbare Zeichen zu erfassen. Das ist ein Vorgang, der nachgeprüft werden kann; nicht minder gehört er zu den bestbezeugten der „okkulten" Geschehnisse. Man bezeichnet ihn in der okkultistischen Literatur als „Gedankenlesen", wenn der Erkennende sich dabei aktiv verhält, als „Telepathie", wenn er passiv, ohne sein Zutun die Gedanken (oder andere seelische Vorgänge) von Mitmenschen erfährt.

Nicht minder treffen die Merkmale „nachprüfbar" und „okkult" zu für die uns noch unerklärliche Wahrnehmung von räumlich f e r n e n Dingen, Zuständen, Vorgängen („Hellsehen") und für die Fähigkeit, Vergangenes oder gar Zukünftiges zu erkennen („Psychometrie"[2]) und „Prophetie"). Beim „Hellsehen" ist sich der Seher meist bewußt, daß seine Seele sich in die Ferne begebe, um am Ort des Geschauten anwesend zu sein. Dazu tritt dann oft der Bericht, daß der Betreffende (bzw. ein „Phantom" von ihm, das man meist als Äther- oder Astralleib bezeichnet) an dem betr. Ort gesehen worden sei, während der sinnlich wahrnehmbare Körper am gewöhnlichen Ort war. Mattiesen führt (340 ff.) eine Fülle von Beispielen solcher „okkulter" Vorgänge bei Mystikern bzw. Heiligen an.

Nun werden freilich die meisten unserer Gebildeten und Gelehrten dem Versuch, die Erkenntnisgeltung mystischer „Erlebnisse" durch Heranziehung „okkulter" Vorgänge zu stützen, von vornherein mit dem äußersten Mißtrauen gegenüberstehen; denn noch immer ist man ja bei uns in weiten Kreisen geneigt, das ganze Gebiet des „Okkulten" mit Schlagworten wie Schwindel, Betrug, Selbstbetrug, Suggestion, Halluzination usw. abzutun. Indessen nicht bloß im Bejahen, sondern auch im Verneinen kann sich Kritiklosigkeit, weil Voreingenommenheit, verraten. Vielfach haben in anderen Kulturländern bedeutende Vertreter der Wissenschaft jene kritiklose Ablehnung des „Okkulten" in Bausch und Bogen aufgegeben und anerkannt, daß wir aus allen Zeiten eine Fülle von sehr gut bezeugten „okkulten" Vorgängen besitzen, und daß in dem Versuch, sie zu erklären, eine überaus wichtige Aufgabe der heutigen Forschung vorliegt.

---

[1]) Das heißt verborgenen, geheimnisvollen Geschehnissen, nämlich solchen, die von unserer heutigen Wissenschaft noch nicht überzeugend erklärt werden können. (Vgl. A. M e s s e r, Wissenschaftl. Okkultismus. Leipzig, Quelle & Meyer.)

[2]) Ein für das Ablesen gleichsam der Geschichte eines Gegenstandes üblicher, aber wenig glücklich gewählter Name, der eigentlich nur „seelisches Messen" bedeutet.

Auch bei uns in Deutschland sind in den letzten Jahren mehrere bedeutende Schriften streng wissenschaftlichen Charakters erschienen, die jeden, der sie ernstlich und kritisch studiert, veranlassen werden, zum mindesten jene Probleme ernst zu nehmen.

Angesichts dieser Sachlage wird man auch den Versuch Mattiesens, durch e i n e Theorie sowohl wichtige okkulte Geschehnisse zu erklären wie auch in die Frage des mystischen Erkennens Licht zu bringen, ohne Voreingenommenheit zu prüfen haben.

Der Grundgedanke seiner Theorie ist der, daß es „übergreifende Bewußtseinszusammenhänge außerhalb menschlicher Leiber gibt" (651) und daß menschliche Seelen unter Umständen an dem Wissen jenes übermenschlichen Geistigen teilnehmen können.

Dieser Grundgedanke ist nicht ein phantastischer Einfall, auch nicht eine zur Erklärung des „Okkulten" ersonnene Hypothese, vielmehr hat von jeher die Einheitlichkeit, die vielfach so harmonische und zweckmäßige Gestaltung der Wirklichkeit, besonders der Lebewelt philosophische Denker zu der Annahme gedrängt, daß es über die Tier- und Menschenseelen hinaus noch ein umfassendes Seelenleben geben müsse. So sieht die deutsche Philosophie in den großen idealistischen Systemen eines Fichte, Schelling, Hegel, aber auch in dem ihres Gegners Schopenhauer in der erfahrbaren Welt die Erscheinung eines übergreifenden geistigen Urwesens („Prinzipes"). Sie trifft in dieser Grundanschauung überein mit der Überzeugung des religiösen, besonders des mystischen Bewußtseins, die sich etwa in die Worte kleiden läßt: „In Gott leben, weben und sind wir." Denn jenes „geistige Prinzip", auf das uns philosophisches Denken führt, dürfte doch mit dem Göttlichen, dem Gegenstand des religiösen Glaubens, zusammenfallen.

Das Verhältnis der menschlichen Seelen zu jenem göttlichen Prinzip wäre wohl nach Analogie gewisser Erscheinungen zu denken, die wir insbesondere bei sogenannten „Bewußtseinsspaltungen" beobachten können.

Eine Vorstufe dazu bietet schon das, was wir im normalen Seelenleben als verschiedene „Einstellung" beobachten. Derselbe Mensch kann ein „anderer" sein als Privatmann, als Beamter, als künstlerisch Genießender als wirtschaftlich sich Betätigender und sonst. Bei seelischen Erkrankungen bilden sich oft zwei, ja mehr verschiedene Ichs (die u. U. gar nichts voneinander wissen) im Seelenleben eines einzigen Menschen heraus. Das deutet darauf hin, daß das (so rätselhafte) „Ich"-bewußtsein nichts anderes ist als das Gefühl für den inneren Zusammenhang eines Komplexes seelischer Geschehnisse.

Es wäre nun anzunehmen, daß die Grenzen zwischen den Einzel-Ichs und jenem göttlichen Über-Ich fließend sind — eine Annahme, wofür Analogien bei den erwähnten Bewußtseinsspaltungen nicht fehlen. Dann

könnte das Ich unter Umständen (die noch näher zu erforschen wären) an dem Wissen des Über-Ich teilnehmen, woraus sich Gedankenlesen und Telepathie, Hellsehen und Prophetie usw. erklären würden.

Die Erscheinungen von „Phantomen" würden darauf hindeuten, daß das individuelle Seelenleben außer dem Leibe noch einen fein-materiellen Träger besäße, der — normalerweise im Leibe befindlich — sich doch auch von diesem loslösen könnte.

Dies Heraustreten (die „Exkursion) wäre bei okkulten Leistungen ein vorübergehendes — das Subjekt liegt dann meist in Ohnmacht, Hypnose oder tiefem „Trance-Zustand" —, im Tode wäre die „Exkursion" eine dauernde.

In diese Grundannahme würde sich dann auch die religiöse Lehre vom Fortleben nach dem Tode wie die „spiritistische" Theorie, daß die „okkulten" Vorgänge (wenigstens zum Teil) von Seelen (spirits) Verstorbener bewirkt würden, widerspruchslos einfügen lassen. Damit wäre auch die Möglichkeit gegeben, daß der übernormale Wissenserwerb von Mystikern bzw. Medien nicht nur aus dem Anschluß an das göttliche Über-Ich, sondern auch aus dem Einfluß von Einzelseelen erklärt werden könnte. Und da wir diese durchaus nicht schlechthin als vollkommen, sondern auf sehr verschiedenen Entwicklungsstufen befindlich zu denken hätten, so wäre auch begreiflich, daß der Inhalt jenes „Wissens" durchaus nicht irrtumsfrei sein müßte und sehr verschiedene Grade von Bedeutsamkeit aufwiese. Endlich wäre auch die Verschiedenartigkeit der mystischen „Erfahrungen", je nach Religionsbekenntnis, Bildungsgrad usw. der Mystiker daraus verständlich zu machen, daß sie das aus dem Jenseits (vom göttlichen Geiste oder von Einzelgeistern) Empfangene vermittelst der ihnen geläufigen Vorstellungs- und Gedankenkreise auffaßten, deuteten und zum Ausdruck brächten.

Es würde viel zu weit führen, wollten wir auch nur skizzieren, wie Mattiesen versucht, an der Hand jener Grundanschauung die Erkenntnisbedeutung der oben geschilderten einzelnen Arten des mystischen Erlebens und Erkennens darzutun. Uns genügt es, den methodischen Weg aufgewiesen zu haben, den er eingeschlagen hat. Ob auf diesem Weg das Ziel erreicht werden wird, über den Erkenntniswert der mystischen „höheren" Erfahrung zu gesichertem Urteil zu kommen, kann heute, da wir gleichsam erst am Anfang dieser Forschung stehen, noch nicht gesagt werden. Aber das darf gesagt werden, daß es sich der Mühe lohnen wird, diesen Weg weiter zu verfolgen; denn in ihm enden zahlreiche Pfade aus den beiden für das Geistesleben so hochbedeutsamen Gebieten des Religiös-Mystischen und des „Okkulten". Die zahllosen Beziehungen zwischen diesen Gebieten aufgewiesen zu haben, ist jedenfalls ein gewaltiges Verdienst des Werkes von Mattiesen.

Innere Entwicklungen

Ein schweres Leben.

Sehr geehrter Herr Professor!

Wie schon so oft, so bin ich auch diesmal durch einen Artikel in der Zeitschrift „Philosophie und Leben" angeregt, Ihnen einmal einige Zeilen zu schreiben. Wenn ich es bisher stets unausgeführt ließ, so mag es falsche Scham meinerseits gewesen sein, was mich davon abhielt, Ihnen meine Gedanken zu offenbaren, da ich glaubte, noch allzutief in den Kinderschuhen der Wissenschaft „Philosophie" zu stecken.

Auch heute noch muß ich gestehen, finde ich mich sehr oft beim Studieren fachphilosophischer Schriften sehr schlecht durch, und doch gehe ich nicht ab, wird mir doch gerade durch das Lesen von „Philosophie und Leben" so manches klar, was ich oft nicht verstehen konnte. Schreiben Sie ja selbst in dem Artikel, welcher mich angeregt hat, diese Zeilen zu schreiben, (s. Heft 7, Jahrg. 1927, Aussprache über „Die entbehrliche Philosophie"), daß man zum Philosophieren nicht das Studium fachphilosophischer Werke bedarf, sondern das Philosophieren aus den Lebensnöten heraus heißt schon Philosophie und dieses Philosophieren darf uns nicht entbehrlich sein. —

Und daß dies gerade auch bei mir und sicher bei vielen, vielen anderen zutrifft, das sollen Ihnen die nachfolgenden Zeilen beweisen. Um mich verständlich zu machen, muß ich etwas weiter ausgreifen und somit Ihre Geduld und Güte in Anspruch nehmen, mich anzuhören. Es ließe sich vielleicht kürzer fassen, aber leider ist es nicht einem jeden gegeben, die Gedanken, die ihn bewegen, in knappen Sätzen zu Papier zu bringen. Ich weiß, Sie üben Nachsicht mit uns Laien und bin ich Ihnen dafür von ganzem Herzen dankbar.

Nun aber zur Sache. —

Glücklich der junge Mann, der erst mit zwanzig Jahren lernen muß, was Arbeit heißt und was vom Menschen verlangt wird. Und da er ja schon sicher in den Schuljahren von Philosophie gehört hat, so wird er, wenn ihn die Lebensnöte plagen, eher einen Punkt finden können, wo er anknüpfen kann.

Wie anders erging es mir; dem, der weder von Philosophie gehört, noch nicht einmal dem Namen nach, ja, der ich schon philosophierte, noch ehe die Verbindung mit dem Worte stattgefunden hatte, und bis dahin nicht ahnte, daß das mit dem Fachwort Philosophie benannt wurde! Was man in einer Dorfschule lernt, das ist nicht immer das, was man im Leben braucht, ja oft kaum das, was man in höheren Schulen gelehrt bekommt, wenn auch in letzteren bereits der Gesichtskreis durch höheres Rechnen und durch Erlernen fremder Spachen bedeutend erweitert wird. —

Familienverhältnisse zwangen mich nicht nur zum Besuch der Dorfschule, auch meine Lehrjahre, verworrener noch durch endgültiges Familienzerwürfnis, machten mir mein Leben zur Hölle. Künstlerisches Ausdrucksvermögen im Zeichnen und Malen waren mir in meiner frühesten Jugend zu eigen, hier sah ich schon als Kind meinen mir vorgeschriebenen Lebenslauf und ach — im Büro, zu einer mir widerstrebenden Arbeit hingewiesen, mußte ich mein Leben mit vierzehn Jahren beginnen. Wie oft sah ich mich arm und klein an Kenntnissen gegenüber Lehrkollegen, welche eine andere Vorbildung genossen hatten, und mit welch heißem Bemühen versuchte ich oft ihnen gleichzukommen, manchmal vergeblich und aber doch mit der Zeit vorwärtsdringend. Und mit welcher Energie mußte ich in meinen knappen freien Stunden mich in Dingen versuchen, die mir fremd waren und schwer erlernbar erschienen. Aber es ging; wenn auch oftmals ein Sehnen nach ewiger Ruhe in das junge bewegte Herz sich einschlich — ein Wort kam mir stets in den Sinn, hatte ich's gelesen, war es erträumt? „Leid gebiert auch Freude." — Ja, durch tiefes Leid geht man ewiger innerer Freude entgegen, heute weiß ich es; ist's doch erreicht! —

So gingen lange, schier unendlich lange Jahre dahin. Erreicht wurde das Ziel und doch gab es auch da keine volle Befriedigung. Was sind alle äußeren Errungenschaften, ist innen alles verworren und unklar! — Und dann die Mitmenschen um mich herum, was war es denn nur für Gelichter? Und was sind sie heute, die lieben Kollegen? Wie oft, wie oft stand ich da und sagte mir, mit solchen Menschen, die nur äußere Genüsse

kennen, sollst du ewig zusammen sein? Und doch, ich kann es jetzt, mit ihnen zusammen und doch ewig fern! —

Mit fünfundzwanzig Jahren hielt ich mein erstes philosophisches Buch in den Händen: „Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit“. Bald folgten andere, schwerer verständliche. Nun hieß es wieder lernen und auf neuem Gebiete versuchen. Wie mancher Fehlschlag wurde getan, wie oft legte ich alles beiseite, ein Laie in der Fachphilosophie, ach, wie schwer ist da das Hineinfinden. Aber auch hier ist es so, wie mit vielen anderen Sachen, Liebe zu dem begonnenen Werke läßt uns dasselbe vollenden und wahre Befriedigung winkt uns am Ziel. Alle die, welche irre sind am Leben, sie müssen hindurch durch die Philosophie zu neuem Schaffen, neuem Leben! Was zu Anfang an Kraftaufwand verlangt wird, es macht sich einmal alles bezahlt — in innerer Zufriedenheit mit uns selbst, in unserer Aussöhnung mit der Welt und ihren Menschen! —

„... je schwerer zu vollbringen, je schöner lohnet sie!“ — — —

Nicht Fachphilosophie kann einen Mensch aus seinen Lebensnöten befreien, wohl aber kann er durch seine Lebenskämpfe zum Philosophieren kommen und dann führt ihn dieses zur Fachphilosophie hin und dann kann er so manches besser verstehen, was ihm das Studium der ersteren allein nicht zu geben vermag! —

Heute weiß ich, ich bin neunundzwanzig Jahre alt, daß mein Beruf mir niemals volle Befriedigung geben kann, niemals geben wird, aber leben muß der Mensch und so benutze ich meine wenigen freien Stunden, ohne aber jemals mich zuungunsten meines Berufes zu verzetteln, mich weiter in die Philosophie hineinzuarbeiten und dankbar wäre ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, wenn Sie mir eine kleinen Fingerzeig geben könnten, wie ich mich am besten und mit welchen Büchern durch das Gewirr in der Philosophie hindurchfinden kann.

Darf ich hoffen, von Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, einen kurzen Hinweis auf entsprechende Lektüre zu erhalten? Ich wäre Ihnen sehr dankbar. —

Ich zeichne mit größter Hochachtung als Ihr ganz Ergebener R.

(Aus der Antwort)

„Sie erwähnen in Ihrem Brief, daß manche philosophische Probleme Sie gegenwärtig beschäftigen. Schreiben Sie mir doch gelegentlich diese Fragen, je ausführlicher, um so besser.

Sagen Sie mir auch, was Sie von der Philosophie überhaupt erwarten und welche Hoffnungen Sie mit dem Besuch einer höheren Schule (der Ihnen ja versagt blieb) verbunden hätten.“

Sehr geehrter Herr Professor!

Für Ihre aufmunternden und wohlwollenden Zeilen vom 7. d. Mts. sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank.

Wie außerordentlich ich mich freue, daß Sie trotz Ihrer knappen Zeit Gelegenheit nehmen und auf meinen Brief eine Antwort erteilen, ja, sogar das von mir angeschnittene Problem im nächsten Jahre in der Zeitschrift „Philosophie und Leben“ näher beschreiben wollen, kann ich Ihnen mit Worten nicht berichten.

Auch Ihre Anregung, meine Ihnen in Aussicht gestellte Lebensgeschichte ausführlich zu schreiben, hat mir über die schwersten Klippen des Anfangs bald hinweggeholfen und kann ich Ihnen heute die recht umfangreiche Geschichte übersenden. Wie Sie daraus ersehen werden, ist mir die Aufzeichnung recht schwer mitunter geworden, ein Umstand, der wohl nur darauf zurückzuführen ist, daß ich es versäumte, in früheren Jahren über meine Erlebnisse, Fragen und Zweifel schriftliche Aufzeichnungen zu machen. Daraus auch erklärt sich der Umfang der Niederschrift. Doch ich weiß, daß Ihnen gerade die langen Erklärungen den besten Aufschluß über mein Leben und mein Vertrauen zu Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, geben können.

Sind auch in der Niederschrift nicht gerade die Probleme voll zur Ausschreibung gekommen, die mich in der Jetztzeit beschäftigen, so aber werden Sie aus den Zeilen ersehen, was mich immer und immer wieder in diesem Dasein beschäftigen kann. Noch stehe ich in den besten Lebensjahren und manche jetzige Anschauung mag sich bei mir ändern, aber daß das unendliche Menschenleid auf Erden ein von einem höheren Wesen Vorausgesehenes und Gewolltes sein soll, das wird sich bei mir nie durchsetzen

können. Eines steht bei mir wohl fest, nur tiefes Menschenleid läßt uns das Leben erst wirklich zum Erleben kommen — aber dann sollen wir mit unserem Leid einsam bleiben und nicht nach einem Wesen rufen, welches uns von unserm Leid erlösen sollte — ringen wir uns zu der Erkenntnis durch, daß kein menschliches noch ein anderes Wesen uns jemals von diesem Erdendasein erlösen kann, noch will — — als allein der alles gleichmachende erlösende „Tod"! Die schlimmste Erkenntnis im ganzen Menschenleben — aber die einzig richtige und wahre!!!

Und was mein jugendliches unerfahrenes Suchen nach Erkenntnis der letzten Dinge mir bis heute noch nicht gebracht hat, ich vertraue auf die Zeitschrift und Ihre Ausführungen darin, sie werden mir so manches noch klar werden lassen, waren sie es doch auch, die mich aus dem Chaos der philosophischen Zeit- und Streitschriften in die bessere Atmosphäre des Verstehens einführten. Ich erhoffe noch viel von Ihrer Zeitschrift und weiß, ich werde hier nicht enttäuscht werden — wie immer bisher im Dasein.

Ihr freundliches Wohlwohlen und Ihrer weiteren Anteilnahme an meinem Lebenswege mir wünschend und erhoffend, verbleibe ich in dankbarer, aufrichtiger Verehrung

Ihr R.

Beginnt man erst in den Jahren der Dreißig seinen Lebensweg aufzuzeichnen, ohne daß man über seine bisherigen Tage Aufzeichnungen gemacht hat, so findet man nicht den richtigen Anfang, der einem den geeigneten Überblick geben könnte. Wenn darum meine Ausführungen sich etwas zum Anfang in die Länge ziehen, so ist dies wohl nötig, um den ganzen Lebensinhalt begreifen zu können. Alles das, was dem Menschen in seinem Dasein bis in sein Innerstes aufwühlt, gibt seinem Leben eine neue Note.

Bei manchen ist ein Erlebnis in den Kindheitsjahren, was ihm seinen ganzen Lebensweg bestimmt, bei vielen tritt das Erleben erst in späteren Jahren ein — und viele leben, ohne daß ihr Leben ein Erlebnis bestimmt!

Wohl kein Mensch kann sich auf die ersten Jahre seines Daseins auf dieser Erde entsinnen. Meist beginnen unsere Erinnerungen mit dem ersten Schuljahr. Und doch auch nur kümmerliche Reste der Erinnerung aus dieser Zeit bleiben uns bewußt. Ich kann heute wohl noch diese und jene Züge aus den jüngsten Tagen in mein Erinnern zurückrufen, es sind aber nur Dinge, über die wohl des öfteren in früheren Jahren in dem Familienkreise gesprochen wurde, und somit kaum Dinge betreffen, die mir persönlich im Unterbewußtsein haften.

Wenn nun ein Erlebnis in meinem Unterbewußtsein für ewige Zeiten aufbewahrt ist, so war es, daß dieses Erlebnis mein ganzes künftiges Leben heraufbeschwor. Wie leicht kommen Kinder über Schmerzen hinweg, solange sie dieselben durch etwas anderes abgelten können. Aber trifft sie einmal nur ein Schmerz, den sie fürs ganze Leben fühlen müssen, so werden sie andere Menschen. Wir waren von Hause aus drei Geschwister. Zwei Jungen und ein Mädchen. Ich, als Schwächlichster aber immer derjenige, welcher die meisten Dummenjungenstreiche mitmachte. Ganz anders mein Bruder. Ein ruhiger, in der Schule fleißig strebender Schüler, wie meine Schwester auch eine äußerst ruhige und fleißige Person war; beide lieber in der Stube hockend, als sich mit den Kindern draußen zu tummeln. Alle aber waren wir eine sehr verträgliche Gesellschaft und konnten uns daheim zusammen fröhlich beschäftigen. Waren sie beide auch ein ängstliches Volk, die nie allein des Abends einen Weg gehen konnten, so konnte man mich in stockdunkler Nacht sonst wohin schicken, ich machte mich ohne Furcht auf den Weg. Und dies eine war es, was mir das Leben leichter erscheinen ließ, denn ich sah alles mit anderen Augen an, als die Geschwister und dachte auch über so manche Dinge schon anders in den Kindheitsjahren. Waren meine Geschwister in ihrer Art fromm, wie man es in solch jungen Jahren eben unter dem Einfluß der Eltern sein konnte, so konnte man mich schon damals nicht mit einer Strafe schrecken, die von Gott kommen sollte. War ich mir auch damals meines Tuns noch nicht bewußt, so war es wohl mein ungebändigtes Jungentum, was mich nicht glauben lassen wollte. Auch war schließlich der Religionsunterricht in den ersten Schuljahren noch nicht ganz so, daß wir ihn hätten verstehen können. Wir lebten — was weiter kam, das kümmerte uns wenig. Und blieben die Geschwister auch anders, ich ging ja oft einen anderen Weg, und so auch hier!

Es nahte die Weihnachtszeit im Jahre 1908. Alle heimlichen Vorbereitungen füllte die Zeit außer der Schule völlig aus. Doch es sollte das Weihnachten werden, welches unauslöschlich in meinem Innern festgehalten werden sollte. Kurz vorm Feste mußte ich mich, an Diphtherie erkrankt, zu Bett legen. Doch trotz meines schwächlichen Körpers währte die Erkrankung nicht lange; am ersten Feiertage verließ ich das Bett. Aber zu gleicher Zeit legte sich mein Bruder und einen Tag später auch meine Schwester. An beiden sollte sich ein Geschick vollenden, welches meine Kindheitsjahre völlig umgestaltete.

Ahnungslos, den Tod nicht kennend, saß ich am 26. Januar 1909 mit meiner Mutter am Bett meiner Geschwister. Mein Bruder alle Augenblicke nach Luft ringend — ein Jammer für die Anwesenden, die nicht helfen konnten; lag meine Schwester wie weltabgewandt völlig apathisch und teilnahmslos in ihren Kissen. ½7 Uhr abends, eine trübe Petroleumlampe erhellte matt das Krankenzimmer, als mit einem erlöschenden Ausruf meine Schwester sich hoch aufbäumte, das Wort „Mutter" ersterbend auf ihren Lippen, zurückfiel und die Augen für immer schloß. Fassungslos hörte ich das eine Wort „tot" von meiner Mutter, nicht verstehend den Sinn und seine Auswirkung. Schnell mußte ich mit einem Auftrag zu meinem Vater in die nahe Stadt eilen und auch hier hörte ich wieder nur das Wort „tot" und krampfhaft verhaltenes Schluchzen. Ich mußte nach unserer Heimkehr zu meiner im gleichen Haus wohnenden Großmutter und Tante ziehen, sollte mir doch eine aufregende Nacht erspart bleiben.

Es mag eine unruhige Nacht für mich gewesen sein, kann ich mich auch später daran nicht mehr erinnern. Am frühen Morgen mußte ich eine neue Unglücksbotschoft hören — auch mein Bruder war nach hartem, schwerem Kampfe der tückischen Krankheit erlegen. —

Eine weiße Schneedecke lag über den weiten Feldern, die ich vom Fenster aus übersehen konnte. In der Ferne lag der Friedhof — alles weiß in weiß und dort, noch sehe ich den traurigen Zug, als wäre es heute erst, zwei weiße, blumengeschmückte Särge und all die Leidtragenden wie schwarze, störende Punkte in dem weiten, weißen Leichentuche, das die Erde bedeckt.

Jetzt kam wohl zum ersten Male das Grauen hervorgekrochen, wenn ich in unsere Wohnung kam, und alles war so leer, so freudlos traurig! Die ersten Tage mußte ich mich fortstehlen, hinauf zu der Großmutter, zur Tante. Ich kenne den Schmerz heute kaum noch, aber die Einsamkeit wurde meine Zuflucht und sie blieb es immer. Acht Tage, zur selben Stunde, als meine Schwester verschieden war, saß ich am Krankenbett meiner Tante, die Gedanken an die, die mir die liebsten Spielgenossen waren, als sie ebenfalls mit wehem Aufschrei aus dieser Welt schied. Nun war Nacht um mich. Ich kenne nicht die folgende Zeit, zwischen Leben und Tod ein immer schwankendes Rohr, so habe ich, lange Zeit ans Bett gefesselt, zubringen müssen.

Mein Geschick erfüllte sich weiter; mir war der Tod nicht beschieden, aber eine wahre, helle Freude am Leben ist nie mehr aufgekommen.

Die Schule verlangte alle Aufmerksamkeit. Alles, was in dem letzten halben Jahre verlorengegangen, mußte eingeholt werden. Mein Eifer, oft nur um zu vergessen, was geschehen, ließ mich Zehnjährigen eine Kraft entwickeln und das Pensum eines ganzen Schuljahres in kurzer Zeit in Nachhilfestunden einholen. War ich vorher immer in der Schule, wenn auch kein schlechter Schüler, so doch einer, der über den Durchschnitt nicht hinausragte, sollte sich dies nun ändern. Gewiß war es nur eine Volksschule, die ich besuchte, jedoch durch meine Lehrer stets angehalten, in Nachhilfestunden etwas dazuzulernen, was mir vielleicht zum Übergang in eine höhere Schule dienen könnte, habe ich mich, wenn die anderen Kinder im Freien sich tummelten, immer dahintergekniet und gelernt, was mir in die Hände gegeben wurde. So blieb ich der Straße und ihrem fröhlichen Getriebe stets fern und bildete mich zum Stubenhocker heran, sehr zum Ärger meines Turnlehrers. Er war es, der mich am wenigsten verstehen konnte und über dessen Gebaren ich oftmals verzweifelt war. Wie konnte er mich hänseln vor aller Schuljugend, wenn ich im Turnen der schlechteste war, bedachte er nie, daß er mich dadurch nur immer weiter von dieser Stunde entfernte, als wenn er es durch gute, verständige Worte getan hätte. So blieb ich auf dem Schulhofe der stets stille, einsame Junge, der nur deswegen noch beliebt war, weil viele von ihm sich Rat und Hilfe in den schriftlichen Arbeiten holten.

So fehlte denn auch der Kindheit der richtige Freund und Vertraute. Was früher unter uns Geschwistern ausgetauscht wurde, das alles verschloß ich in mein Innerstes. Meine Mutter war selbst durch das Unglück in ihren Entschließungen so gelähmt, daß ich sie als Vertraute meiner kleinen Leiden nicht heranziehen konnte. Auch war es nicht in meinem Gehaben, über die Schule daheim zu plaudern. Nach einem Jahre legte ich die Aufnahmeprüfung für eine höhere Schule ab — konnte sie aber zu meinem großen Leidwesen dann nicht beziehen, da mein Vater gegen eine Veränderung des Schulbesuches war. Weshalb, das erfuhr ich erst viel später. Es war mir gesagt, ich sollte noch ein Jahr die Volksschule besuchen, die Nachhilfestunden beibehalten, um erst einmal meinen Körper noch zu stärken, um den gestellten Anforderungen der höheren Schule besser gewachsen zu sein. Zwar ging es mir gegen den Strich, fühlte ich mich doch frisch genug, um weiteren Anforderungen Genüge leisten zu können. Auf meine Vorhaltungen mußte ich eine ziemlich bittere Antwort hören: Ich sei noch viel zu dumm, um den Entschluß zu begreifen. Ich war es, denn es spielten ganz andere Motive die Hauptrolle — mein Vater war uns nicht treu und verbrauchte sein Geld für andere Zwecke, so daß er für mich nichts übrig hatte. Ich wußte es ja seinerzeit nicht und sollte es auch erst viel später wirklich erfahren. (Forts. folgt.)

Aussprache

I. Amor fati.

(An einen Fremden, der über schweres Unrecht und Leid klagte.)

Lieber Mitmensch! Dir hat augenscheinlich Leben und Mitwelt übel mitgespielt. Du stehst schon jahrelang in einem Kampf, der mich erinnert an den Kampf des Kohlhaas in Kleists klassischer Novelle und der mir so aussichtslos erscheint wie dieser.

Dir kann niemand helfen, wenn du dir nicht selbst hilfst.

Aber wie? Dadurch, daß du aus der inneren Kampfeseinstellung freiwillig heraustrittst.

Solange du gegen jene Übermacht den vergeblichen Kampf zäh und mit all deiner Kraft weiter führst, bist du unfrei, innerlich gefesselt an eben jene feindliche Macht, der deine tiefsten Gedanken, Strebungen, Gefühlsregungen, der dein Haß und deine sittliche Empörung gelten.

Darum fasse endlich den Entschluß, nicht mehr die Gegner zu überwinden, sondern — dich selbst! Räume ihnen freiwillig das Schlachtfeld! Sage nicht mehr „Nein" zu deinem Schicksal, sage: „Ja". „Amor fati" nennt das Nietzsche, und es gilt ihm mit Recht als höchste menschliche Leistung.

Es liegt unendlich viel mehr Segen und menschliche Größe in diesem „Ja" als in dem haßerfüllten „Nein".

Bisher hast du immer noch von der Welt etwas haben wollen, wenn auch nur dein Recht, dein vermeintliches Recht.

Weit vornehmer als haben wollen ist — geben wollen. Sieh zu, ob du nicht, trotz all deines Leids, doch andern etwas geben kannst, sei es auch nur ein still-gefaßtes Ertragen deiner Lage, hie und da ein freundliches Lächeln, ein anerkennendes Wort, eine kleine Hilfe.

Du wirst mich verstehen und wirst zu dieser großen inneren „Umstellung", dieser „Metanoia"[1]), fähig sein; denn du bist, wie ich aus deinem Brief sehe, doch auch eine dankbare Seele.

Ich drücke im Geiste deine Hand. Dein A. M.

II. Zur Beurteilung Haeckels. (Vgl. Phil. u. L. 1930, H. 1.)

Sehr geehrter Herr Professor!

Nach einer veralteten dogmatisch-philosophischen Anschauung soll das Leben eines Philosophen nichts anderes als eben angewandte Philosophie sein. Wollen wir aber der modernen Philosophie Genüge tun, so müssen wir uns auf empirische Weise orientieren. Was sehen wir da? Schopenhauer und Haeckel sind lange nicht die Einzigen,

[1]) Sinnesänderung in der Sprache des Neuen Testaments.

die anders lebten als sie dachten, und die meisten Philosophen aller Zeiten können diesen Gegensatz zwischen Lebensanschauung und Leben aufweisen.

Diese Beobachtung bedarf einer Erklärung, und wir werden durch die Theorie Hucks (Die Welt als Polarität und Rhythmus) voll befriedigt. Das Leben ist ein Schwingen zwischen zwei Polen, zwischen Ja und Nein, im allgemeinen zwischen Gegensätzen sagt dieser moderne Philosoph und durch die Verschiedenheit zwischen Denken und Ausführen nicht nur der Philosophen, sondern auch aller Menschen, wird eine Harmonie, ein notwendiges Gleichgewicht hergestellt. Wir können und dürfen also den Philosophen die Verschiedenheit zwischen Wort und Tat nicht als Fehler vorwerfen, auch können wir damit die Falschheit ihrer Anschauungen nicht beweisen wollen.

Nun zum eigentlichen Thema. Vor einiger Zeit erschien ein Buch, das die Liebe Haeckels zu einer feingeistigen jungen Dame behandelt. — Diese Liebe ist ewig eine geistige geblieben, weil Haeckel an eine ungeliebte Frau (die übrigens krank war) gebunden war. Das wird ihm nun im Aufsatz vorgeworfen. Haeckel hätte hier nicht idealistisch, sondern materialistisch seiner Weltanschauung nach handeln sollen. Prof. Dennert begeht einen Fehler, wenn er die Gesamtheit des Begriffes „Ethik" für die Religion in Anspruch nimmt. Haeckel glaubte nicht an Gott, im Gegenteil, er machte verzweifelte Anstrengungen, um das Wort „Gott" als aktiven Faktor in der Wissenschaft auszumerzen und als solcher hatte er (nach Prof. D.s Ansicht) kein Recht, ethische Handlungen zu begehen. Hier soll also der Gegensatz zwischen Philosophie und Leben bei Haeckel liegen. Ein Gegensatz, der nach obigen Ausführungen verwerflich wäre, der es aber gar nicht ist, weil H. nicht religiös, sondern ethisch gehandelt hatte.

Franziska wieder ist ein Mensch, der noch merkbar unter dem Einfluß der kirchlich-religiösen Mentalität steht. So z. B. hält sie die „Art", wie sie sich gefunden hätten, für viel wunderbarer und unverständlicher als die „Person eines allumfassenden Wesens". Ihr ist der Gedanke an die unbestimmte Person Gottes viel vertrauter als ein so allgemeiner Zufall, wie es die Liebe eines unglücklichen Gelehrten zu einer seiner Bewunderinnen ist. Franziska bemüht sich, Haeckel zu verstehen, ihre Religiosität hindert sie — wie so viele andere von Haeckels Zeitgenossen — daran. Wie kann Herr Prof D. ihr Urteil dazu verwenden, um die Unrichtigkeit von Haeckels Anschauungen zu beweisen. Er tut es und nennt die Tatsache, daß Franziska „den Welträtseln die Fähigkeit zur sittlichen Reife zu erheben" abspricht — „eine wirklich vernichtende Kritik des Buches". Denken wir logisch und ohne Vorurteile. Konnte man eine andere Kritik von Franziska erwarten? Nein. Franziska war ein Mensch, der seine sittliche Reife bis dahin den strahlenden Predigten der katholischen Kirche entnahm. Wie sollte sie sich plötzlich mit der wissenschaftlichen, für sie harten und trockenen Philosophie Haeckels zufrieden geben. Hier die Erklärung, und ich glaube auch die Erklärung dieser „vernichtenden Kritik Franziskas".

Herr Prof. D. nennt die Philosophie Haeckels „lebenszerstörend", weil Haeckel seines unglücklichen Lebens wegen Selbstmord begehen wollte. Herr D. ruft da schon lieber mit Franziska aus: „Da lobe ich mir schon mein Christentum, das den Menschen stark macht". Da diese Stärkung in einem starren „Du darfst nicht" besteht, dürfte sie eine kleine Rolle spielen.

Adolphe Suchestow, stud. med., Toulouse, 12 rue Montplaisir.

Soviel auch die Gegensätze in der Welt bedeuten und so oft auch bei Philosophen ein Gegensatz zwischen Lehre und Leben empirisch aufweisbar sein mag, so meine ich doch gerade, dieser Gegensatz sollte nicht bestehen.

Daß ein solcher Gegensatz bei Haeckel vorlag, kann aber nicht daraus abgeleitet werden, daß er theoretischer Materialist und praktischer Idealist war. Die theoretische Lehre, alles Wirkliche sei materiell, ist wohl vereinbar mit der praktischen Anerkennung von Güte und anderen idealen Werten. A. M.

Neue Preisausschreiben der Kant-Gesellschaft

Die Kant-Gesellschaft, die in diesem Jahre ihr 25jähriges Bestehen feierte, hat, auf Grund einer Stiftung, die Frau Professor Hélène Claparède-Spir, Genf, gemacht hat, eine neue Preisaufgabe, die zwölfte in der Reihenfolge ihrer Preis-

aufgaben, ausschreiben können. Das Thema lautet: „Die Philosophie Afrikan Spirs". Zweck dieses Preisausschreibens ist eine auf sämtliche Schriften Spirs sich stützende Untersuchung und Darstellung seiner Lehre und eine kritische Würdigung derselben. Insbesondere wird von den Bearbeitern der Nachweis verlangt, welche Entwicklung sich im Denken Spirs vollzogen hat, und inwiefern seine Lehre eine Konsequenz des Kritizismus ist. Ferner ist zu zeigen, in welchem Zusammenhang Spir mit dem philosophischen Schaffen seiner Zeit stand und welche Einflüsse von ihm ausgegangen sind.

Das Preisrichteramt haben die Herren Professoren Max Dessoir, Universität Berlin, Ottmar Dittrich, Universität Leipig, Theodor Ziehen, Universität Halle, gütigst übernommen. Die Gesamtsumme des Preises beträgt 1000 M. Ablieferung der Arbeiten bis 31. Dezember 1930; Urteilsfällung voraussichtlich Pfingsten 1931.

Das Thema des dreizehnten Preisausschreibens, zu dem die Stadt Königsberg in hochherzigster Weise den Preis gestiftet hat, lautet: „Kants Anthropologie". Die Preisrichter für diese Aufgabe sind die Herren Paul Menzer, Universität Halle, Albert Goedekemeyer, Universität Königsberg, Adhémar Gelb, Universität Frankfurt a. M. Der Preis beträgt ebenfalls 1000 M. Ablieferung der Arbeiten bis 31. Dezember 1930; Urteilsfällung voraussichtlich Pfingsten 1931.

Die genaueren Bedingungen sind unentgeltlich zu beziehen von dem Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft, Prof. Dr. Arthur Liebert, Berlin W 15, Fasanenstr. 48.

Besprechungen

Eisen, Walter. Fritz Mauthners Kritik der Sprache. Wien, Braumüller. 42 Seiten. Geheftet 4.— Mark

Eine scharfsinnige und überzeugende Kritik Mauthners, der dem Phantom nachjagt, Wissen ohne sprachliches Gewand haben zu wollen. Er erblickt in der Sprache ein unzulängliches Werkzeug des Denkens, weil er von der unhaltbaren Voraussetzung ausging, Denken sei gleich Sprechen.

Lamberty, Paul, Logos. Lehre des Lebens. Logos-Verlag, Schloß Tigring bei Moosburg (Kärnten), Österreich, 1928. 372 Seiten. Geheftet 9.— Mark.

Das Buch ist ein begeisterter Hymnus auf das Leben, seine Mannigfaltigkeit, seine unerschöpfliche Gestaltungskraft, die sich am reichsten im Menschen offenbare.

Friedrichs, Elsbeth. Lernt wieder sehen! Neue Heilwege für kranke Augen. Zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage. Verlag P. Schrecker, Grimma in Sachsen. 106 Seiten. Geb. 4.— Mark.

Hier wird von einer aus fast völliger, jahrelanger Blindheit Geheilten über die neue Augenheilmethode des amerikanischen Augenarztes Dr. med. Bates berichtet und Anleitung zur Selbstbehandlung gegeben. Selbstverständlich kann nicht einzig nach der Lektüre über den Wert der neuen Methoden geurteilt werden, mindestens muß ein gründliches Studium der Zeitschrift „Lernt sehen" dazukommen. Vor allem wird es auf die Erfolge ankommen, die in Deutschland und in der Schweiz von der Verfasserin in ihren „Sehschulen" erreicht werden. Das schwere Schicksal der vielen Kurz- und Weitsichtigen, der Starerkrankten oder sonst Augenleidenden macht es aber zur Pflicht, diese neuen Methoden nicht totzuschweigen. Sie können ja nicht schaden, weil sie operationslos, ja selbst ohne Brillenanwendung vorgehen, sie können aber unübersehbaren Segen bringen, wenn sie sich bewähren. A. M.-P.

Dionys, Areopagita. Was mir das Jenseits mitteilte. Mit einer Einführung von Max Kemmerich. München-Diessen, 1928. 326 Seiten.

Nach Dr. Kemmerichs Erklärung kommen diese Aufzeichnungen über Mitteilungen aus dem Jenseits von einer durchaus ehrlichen, jeder Sensationslust abholden Dame. Sie bieten jedenfalls für die Entscheidung der Frage: Spiritismus oder Animismus? beachtenswertes Material (im Sinne des Spiritismus).

Margolius, Hans. Die Ethik Franz Brentanos. Leipzig, Meiner. 104 S. 4 M.

Die Schrift bietet entschieden mehr, als der Titel erwarten läßt. Um die Stellung der Ethik im System Brentanos zu bestimmen, gibt sie zunächst eine Übersicht über die Grundgedanken seiner Psychologie, Ästhetik und Logik. Ferner schließt sich an die Darstellung von Brentanos ethischer Lehre eine kritische Würdigung und die Skizze einer weiterführenden Theorie. Endlich ist auch Brentanos menschliche Haltung selbst charakterisiert. So wird die Schrift allen, die Brentano schätzen, sehr willkommen sein, und sie ist geeignet, ihm neue Freude zu gewinnen. B.

Spir, A., Esquisses de Philosophie critique. Introduction par Léon Brunschvicg. Nouvelle édition. Paris, Félix Alcan. 1930. 167 S.

Das System dieses einsamen Denkers (s. S. 242), der mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen beginnt, ist extremer Idealismus. Das wahrhaft Wertvolle — das „Normale", wie er es nennt — setzt er gleich mit Gott und wahrer Wirklichkeit. Die — vielfach so wert- und normwidrige — Natur gilt ihm als „Täuschung", deren Vorhandensein er freilich als unerklärlich bezeichnet. Dieses vor etwa einem halben Jahrhundert konzipierte System steht also im vollen Gegensatz zu der heute verbreiteten Anschauung, die Natur sei das eigentlich Wirkliche und unsere Wertbegriffe und Ideale das — Unwirkliche. Wie man sich zu diesen Gegensatz auch stellen mag: das auf das Wesentliche gehende, kristallklare Denken Spirs wird jeden bei dem Ringen mit dem großen Problem: Wirklichkeit und Wert fördern. A. M.

Jaensch, Erich. Wirklichkeit und Wert in der Philosophie und Kultur der Neuzeit. Berlin, O. Elsner. 1929. 254 S. Geh. 12.— RM, geb. 14.— RM.

Der bekannte Marburger Psychologe und Philosoph zeigt hier in quellenmäßiger Darstellung, daß man früher, so noch bei Wilh. v. Humboldt, die Wirklichkeits- und Wertfragen in ihrer Verflochtenheit erlebte und zu beantworten suchte, daß sodann — besonders unter dem Einfluß des Positivismus — eine scharfe Trennung zwischen den beiden Begriffen und den damit zusammenhängenden Problemkreisen erfolgte. Er selbst will diese Scheidung nicht rückgängig machen, strebt aber — mit Recht! — darüber hinaus zu neuer Synthese. Das Buch beginnt eine Reihe von — empirischen — Forschungen zur philosophischen Anthropologie (Menschenkunde). Wir werden auf das bedeutende Werk im nächsten Jahrgang ausführlicher eingehen. A. M.

Eingegangene Schriften

Häberlin, Paul, Allgemeine Ästhetik. Basel, Kober 1930. 322 Seiten. Geh. 12.80 Mark, geb. 14.40 Mark.

Jahrbuch f. kosmo-biologische Forschung, hg. v. H. A. Strauß. Augsburg, Domverlag. I: 128 Seiten, II: 148 Seiten.

Bradley, H. D., Die Sitzungen mit Valiantine in Berlin. Kritischer Kommentar zu W. Kroner „V.'s Entlarvung", Leipzig, Mutze 1930. 104 Seiten.

Levy-Brühl, Die Seele der Primitiven. Wien, Braumüller 1930. 367 Seiten. Geh. 12.— Mark; geb. 14.— Mark.

Jodl, Friedr., Geschichte der Ethik. I. Band (bis „Aufklärung" einschl.). Stuttgart, Cotta. 4. verbess. Aufl. In Büttenumschlag 20.— Mark; geb. 23.50 Mark.

Ring, Oskar, Drei Homilien aus der Frühzeit Basilius d. Gr. Paderborn, Schöningh 1930. 334 Seiten. 16.— Mark.

Bassenge, Friedr., Das Versprechen (Zur Philosophie d. Sittl. u. d. Rechts). Berlin, Junker & Dünnhaupt 1930. 78 Seiten. 4.— Mark.

Schweitzer, Albert, Die Mystik des Apostels Paulus. Tübingen, Mohr 1930. 405 Seiten. Geh. 16.— Mark; geb. 19.— Mark.

Wiatscheslaw, Iwanow, Die russische Idee, übersetzt von J. Schor. Tübingen, Mohr 1930. 40 Seiten. 1.80 Mark.

Kant, J., Grundlegung z. Metaphysik d. Sitten, mit Leitfaden und Erklärungen hg. von R. Otto. Gotha, Klotz. 213 Seiten. 7.— Mark.

Foster, Michael, Die Geschichte als Schicksal des Geistes in der Hegelschen Philosophie. Tübingen, Mohr 1929. 110 S. 6.60 Mark.

Meißner, Ernst, Weltanschauung eines Technikers. 137 S. — Ein Schaltplan unseres Denkwerkzeuges. 16 Seiten. Berlin, Heymann. Zusammen: 8.— Mark.

Pflüger, Paul, Wesen, Wurzeln und Wandel der Moral. Zürich, Orell Füßli. 20 S. 0.80 fr.

Casotti, Mario, Il Moralismo di Rousseau. Milano, Vita e Pensiero. 84 Seiten. 5 Lire.

Honigsheim, Paul, Menschenbildung und Industriepädagogik. Mannheim, Bensheimer 1930. 16 Seiten.

Leopardi, Giacomo, Gedanken, dtsch. von R. Peters. Hamburg-Bergedorf, Fackelreiter-Verlag. 84 Seiten. 1.50 Mark.

Muschg, Walter, Psychoanalyse und Literaturwissenschaft. Berlin, Junker & Dünnhaupt 1930. 28 Seiten. Geh. 1.20 Mark.

Müller, Johannes, Flugschriften (13. Das Urgeheimnis. 143 Seiten. 1.— Mark. 14. Das dritte Reich. 48 Seiten. 0.60 Mark). Verlag der Grünen Blätter, Elmau, Post Klais.

Geiger, Moritz, Die Wirklichkeit der Wissenschaften und der Metaphysik. Bonn, Cohen 1930. 183 Seiten. Geh. 8.— Mark; geb. 10.— Mark.

An unsere Mitarbeiter!

Immer wieder gehen mir Anfragen zu, ob oder wann dieser und jener Beitrag komme. Bei meiner Arbeitslast ist es mir leider nicht möglich, solche Anfragen einzeln zu beantworten. Ich bitte also davon abzusehen. Ich könnte auch immer nur dasselbe antworten: Haben Sie freundlichst Geduld, Geduld, viel Geduld! A. M.

Druckfehler-Berichtigung.

Im 7. Heft dieses Jahrganges sind in dem Aufsatz: „A. Messer, Seele und Geist (nach Ludwig Klages)" leider mehrere sinnstörende Druckfehler stehengeblieben, nämlich:
Seite 187, 4. Zeile von unten, Unbedeutung statt Urbedeutung.
Seite 189, 8. Zeile von unten, wichtigste Lebewesen statt winzigste Lebewesen.
Seite 190, 9. Zeile von oben, Raummaschine statt Rennmaschine.

Die gemeinsame kostenlose Buchbeigabe für das 3. und 4. Vierteljahr wird in einer wertvollen Fichte-Schrift bestehen und mit dem Novemberheft versandt werden.

Aufsätze können z. Zeit nicht angenommen werden. Beiträge zur „Aussprache" sind willkommen.

„Philosophie und Leben" kann nur durch den Buchhandel oder unmittelbar vom Verlag (Postscheck: Leipzig 9886), nicht durch die Postzeitungsliste bezogen werden.

Unverlangt eingesandte Schriften werden nach Ermessen der Schriftleitung besprochen. Rücksendung findet nicht statt.

Verantwortlich für Aufsätze und Aussprache: Univ.-Prof. Dr. A. Messer, für das Übrige Frau Paula Messer geb. Platz, Gießen, Stephanstr. 25. — Wenn nichts Gegenteiliges bemerkt ist, wird vorausgesetzt, daß Zuschriften an die Schriftleiter in der „Aussprache" (ohne, auf Wunsch mit Namensnennung) verwendet werden dürfen. Für unverlangte Manuskripte wird nicht gehaftet. Rücksendung nur, wenn Porto beiliegt.

Aus Besprechungen in anderen Zeitschriften

Schönfelder, Walter. Einführung in die Philosophie. Leipzig, F. Meiner. '29. 124 S. Steif geh. 1.50

Dieses klar gedruckte Büchlein trägt nicht bloß den Namen „Einführung", sondern ist auch eine solche im schlichten Sinne des Wortes. Durch Fragen, wie sie das Leben selbst dem denkenden Menschen aufdrängt, führt es den Leser zu den großen Problemgruppen der Erkenntnislehre, Metaphysik und Ethik. Ist schon das Verfahren, von den Problemen, nicht von den Lehren der Philosophie auszugehen, als einzig richtiges zu billigen, so wird dessen Wert noch gesteigert durch eine anschauliche, bildhafte Darstellung, die sich einfacher Beispiele bedient, um dem Neuling die Wege philosophischen Denkens zu ebnen. Deutsche Erziehung.

Messer, August. Einführung in die Psychologie und die psychologischen Richtungen der Gegenwart. Leipzig, F. Meiner. '27. VI, 172 S. 4.—, Ganzleinen 6.—

Das Buch hat den großen Vorzug, daß es keine Fachkenntnisse voraussetzt und in einfacher Sprache redet. So kommt eine wirkliche Einführung in die Seelenkunde zustande. Der Verfasser weiß so darzustellen, daß der Leser mit ihm einen höheren Standpunkt gewinnt, von dem aus das scheinbare Durch- und Gegeneinander als ein Ganzes gesehen wird. Volksbildung.

Messer, August. Psychologie. Leipzig, F. Meiner. '28. XII, 423 S. Ganzleinen 10.—

Messer fußt durchweg auf neueren und neuesten Forschungen, die er mit großem Geschick zu einem eindrucksvollen Ganzen verarbeitet hat. Besonders ist die Frische und Klarheit der Darstellung wie des Stils hervorzuheben und das Bestreben, immer an die realen Verhältnisse des Lebens anzuknüpfen. Sehr angenehm fällt es auch auf, daß der Autor sichtlich bemüht ist, Lehrgegensätze eher zu überbrücken als sie noch zu verstärken, daß er mehr das Gemeinsame als das Trennende zu betonen geneigt ist. Archiv für systematische Philosophie.

Kerschensteiner, Georg. Selbstdarstellung. Leipzig, F. Meiner. '30. 52 S. mit Bildnis. Steif geh. 2.80

Wundervoll, wie hier, den älteren und den jüngeren Kerschensteiner in eine Einheit zusammenfassend, der Pädagoge in ihm zu reden anhebt und seine Selbstdarstellung „mit Bekenntnissen der im Laufe eines langen Menschenlebens gewonnenen Erkenntnisse vom Wesen und Weg der Bildung schließt", die den Sprecher gleich sehr mit dem Glauben eines liebenswerten Menschen wie mit dem Ruhme wahrer wissenschaftlicher Selbstbescheidung umkleiden. Pädagogische Rundschau.

Oestreich, Paul. Aus dem Leben eines politischen Pädagogen. Leipzig, F. Meiner. '29. 39 S. mit Bildnis. Steif geh. 2.—

In ungebeugter Ehrlichkeit und leidenschaftlicher Hingegebenheit waltet hier überall in selbstloser Opferbereitschaft ein ganz auf Werden und Verantwortung gerichteter pädagogischer Zukunftswille. Der Betrachtung dieses Selbstbildnisses sollte sich keiner entziehen, der die Bildungs- und Kulturnöte unserer Zeit mitfühlt.
Württembergische Schulwarte.

Francke, Kuno. Deutsche Arbeit in Amerika. Leipzig, F. Meiner. '30. VII, 92 S. mit 5 Tafeln. Steif geh. 4.—, Ganzleinen 5.20

Dieses Buch gewährt tiefen Einblick in die kulturpolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten seit dem Jahre 1884, als die Berufung Franckes an die vornehmste Universität Amerikas erfolgte. Mit lebhafter Teilnahme verfolgt man das Hineinwachsen des jungen Dozenten in die ihm fremden Verhältnisse und fühlt mit ihm den Stolz, als es schließlich gelingt, in Harvard das Germanische Museum zu begründen. Das deutsche Buch.

Schweitzer, Albert. Selbstdarstellung. 21.—25. Tausend. Leipzig F. Meiner. '29. 44 S. mit Bildnis. Steif geh. 2.—, Ganzleinen 4.—

Wer kennt nicht Albert Schweitzer, den großen Musiker, Philosophen, Arzt und Theologen? Einzigartig ragt in unserer nüchternen, flachen Zeit die markante, tiefgründige und vielseitige Persönlichkeit dieses Mannes hervor. Wenn man nun seine kluge, schlichte, fast mimosenhaft wirkende Selbstdarstellung liest, kommt man sich so winzig klein und nichtig vor. Man fühlt sich zugleich beschämt und doch emporgehoben durch diese Fülle schöpferischer Arbeit und durch die Unbeugsamkeit dieses starken Willens, der allen äußeren Umständen zum Trotz seinen eigenen Weg gegangen ist und noch geht. Das ist mehr als Genialität. Es ist Heroismus im reinmenschlichsten Sinne des Wortes. Die Lebensgeschichte dieses großen Menschen muß ein jeder kennenlernen. Sie kann jedem, auch dem überzeugtesten Pessimisten, Selbstvertrauen, Lebensinhalt und Glauben an das Gute und an die höhere Bestimmung des Menschen geben. Das Orchester.

Pupin, Michael. Vom Hirten zum Erfinder. Leipzig, F. Meiner. VIII, 390 S. mit dem Bilde des Verfassers. 10.—, Ganzleinen 12.—

. . . . . Wie er, der einstige Hütejunge, geleitet von den Natureindrücken auf der Viehweide seiner Heimat und ihrer poesievollen Deutung durch seine fromme Mutter, zum Forscher und Erfinder ward, erzählt er in seiner Autobiographie. Es fesselt das Persönlich-Menschliche in dem Aufstieg dieses genialen Mannes aus einfachsten Verhältnissen. Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften.

Rasmussen, Wilh. Psychologie des Kindes zwischen vier und sieben Jahren. Leipzig, F. Meiner. '23. III, 262 S. mit 43 Fig. im Text und auf 4 Tafeln. 4.—, Ganzleinen 5.—

Diese Arbeit gehört zu den wertvollsten Dokumenten, die wir über das Leben des Kindes besitzen. Rasmussen enthält sich aller wissenschaftlichen Klügeleien und erzieherischer Einwirkung auf seine Leser. Er berichtet lediglich von den Erfahrungen, die er mit seinen eigenen beiden Kindern gemacht hat. Erfahrungen, um so wertvoller, als er bestrebt gewesen ist, seine Kinder gänzlich unbeeinflußt aufwachsen zu lassen. Besser als alle Analysen über die Seele und die „angeborenen" und „angelernten" Fähigkeiten des Kindes unterrichten diese Beobachtungen aus dem Leben. Sie sollten für jeden, der das Kind zu begreifen und entsprechend zu behandeln wünscht, die Grundlage bilden, auf der er sein Lehr- und Erziehungsprinzip aufbaut. Das Neue Blatt.

Lessing, Theodor. Europa und Asien. Untergang der Erde am Geist. 5., völlig neu gearbeitete Auflage. Leipzig, F. Meiner. '30. VIII, 360 S. 7.80, Ganzleinen 9.80

Unter den zahlreichen Versuchen, den Schleier im Antlitz der Zeit zu lüften und ihr Gesicht zu zeichnen, ragt Lessings Versuch als der — hier sei der Superlativ erlaubt — bedeutendste hervor. Vielleicht als der Versuch schlechthin, weil der ehrlichste, d. h. frei von jeglicher Absicht außer der einzigen: Unbekümmert um Lob oder Tadel die Wahrheit selbst dann noch zu sprechen und gerade dann, wenn sie anklagt und unerbittlich unbequem wird. Es ist, als ob sich die Zeitseele, wenn es so etwas gäbe, geoffenbart und ihr Klagelied, ihren Schwanengesang, einem Menschen gesungen. Wir erkennen den Weg unserer Kultur als Kreuzweg und rückläufigen Fortschritt, der dem Inferno zustrebt statt zur Läuterung zur Selbstvernichtung . . . Doch, L. müßte kein Deutscher sein, vermöchte er nichts weiter als nur zu erschauern . . . Erlösend und befreiend bricht im Schlußabschnitt dieser andere Lessing durch, seine herbe innere Größe, seine menschennahe, lebensoffene Seele. Und hier werden seine Worte von der Schöpferkraft des Lebens getragen von einer grenzenlos heiligen Ehrfurcht vor allem Lebendigen jenseits aller Menschenzwecke und Menschenwerte, zum Bekenntnis eines uralt-neuen Glaubens, dessen Theologie nicht mehr allein um den Menschen und seine Wunschwelt kreist. Überhören wir diesen Unterton in L.s Schrifttum nicht, gerade wir...

Kurzum: das Werk zur Besinnung und Einkehr im Wahnsinnstempo der Gegenwart. Das Werdende Zeitalter.